This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

I tal 504 c.1615

Harvard College Library

BEQUEST OF

GEORGINA LOWELL PUTNAM

OF BOSTON

Received, July 1, 1914.

Lorck's Eisenbahnbücher.

Sicilianische

Novellen und Skizzen.

von

H. P. Hoist

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1856.

Preis 10 Sgr.

Miam Lowell Putnam

Conversations-
und
Reisebibliothek.

H. P. Holst.

Sicilianische Novellen und Skizzen.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1855.

Sicilianiſche

Novellen und Skizzen.

Von

H. P. Holst.

Deutſch von Henrik Helms.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1855.

Harvard College Library
July 1, 16.4.
Bequest of
Georgiana Lowell Putnam

Inhalt.

Seite

I.

Stromboli 1

II.

Syracuſa 65

III.

Die Geliebte Bellini's 82

IV.

Palermo 142

I. Stromboli.

Ermüdet und erschlafft von den fast unglaublichen Anstrengungen zweier Tage, aber glücklich über alles Das, was ich gesehen und genossen hatte, ritt ich am 23. April 1842 gegen Abend die breite strada Stesichorea, die Hauptstraße Catania's hinan. Ich hatte den Aetna in der fröhlichsten Gesellschaft erstiegen, und überdies in einer Jahreszeit, in welcher der Schnee, einem silberglänzenden Schilde gleich, noch den ganzen Berg bedeckte. — Wir hatten allen Mühseligkeiten Trotz geboten, und unsere Anstrengungen waren auch reichlich belohnt worden.

Vom Gipfel des ungeheuren Kegels in einer Höhe von zehn- bis elftausend Fuß über dem Meeresspiegel hatten wir die Sonne, einen glühenden Rubin, am Horizonte hervorbrechen und allmälig die ganze östliche Seite des Berges mit einem gedämpften rosenfarbenen Lichte bedecken sehen, während zu gleicher Zeit die entgegengesetzte Bergwand ihren gigantischen Schlagschatten über den westlichen Theil Siciliens warf und ihn in finstere Nacht begrub. Es war ein Schauspiel, welches Derjenige, der es gesehen hat, nie zu vergessen im Stande sein wird.

Das Herabsteigen vom Kegel war in demselben Grade leicht, wie das Ersteigen am vorhergehenden Tage mühsam gewesen. Schweigend und in uns selbst vertieft eilten wir mit unserm Führer durch die sogenannte regione scoverta, diese unendliche Schnee-

region, in welcher die letzten Spuren der Vegetation verschwi den, und wo es scheint, als sei die ganze Natur in ewigem Fr erstarrt. Während des Herabsteigens warfen wir noch e dankbaren Abschiedsblick auf das kleine niedrige Haus, die n nannte casa degli Inglesi, welche im Jahre 1810 zum S der Reisenden von einigen englischen Officieren erbaut wu In dem Häuschen hatten wir den Abend vorher unsere erst ten Glieder an einem knisternden Feuer aufgethaut und e Neue Kräfte gesammelt, damit wir nach Mitt[illegible] oberſten Kegel oder den eigentlichen Krater des Ber[illegible] könnten. Unter fröhlichen Gesprächen von der Heim[illegible] hier unsern Mundvorrath zwischen uns selbst und un[illegible] getheilt, die zur Vergeltung unsere Ausdauer belobten und mit Räubergeschichten von allen den Reisenden unterhielten, welche durch die Unvorsichtigkeit ihrer Führer oder durch ihren eigenen Starrsinn in diesen Gegenden verunglückt seien; und während die Fogliette mit dem stärkenden Marsalla fleißig kreiste, dachte Niemand unter uns daran, daß wir hier in einer Atmosphäre neuntausend Fuß über dem Meeresspiegel poculirten.

Am frühen Vormittage erreichten wir beim Herabsteigen la regione selvosa oder den Waldgürtel, welcher die Bergwände in einer Ausdehnung von mehrern Miglien umgiebt. Es ist die Eiche, namentlich die Steineiche, im nördlichen Theile auch die Tanne, und im südlichen die Kastanie, welche hier die Hauptrolle spielen. Indessen muß man sich nicht durch die Erzählungen einzelner Schriftsteller zu dem Glauben verleiten lassen, daß es riesenmäßige Wälder sind, die Einem hier entgegentreten. Die Bäume sind buschig, niedrig und verkrüppelt; sie stehen vereinsamt weit auseinander, und ihr Anblick gewährt der Phantasie durchaus nichts Belebendes. Was dagegen in hohem Grade imponirt, sind die eigenen riesigen Formationen des Berges, die finstern Lavafelder, die unzähligen Krater, welche, sprechende Zeu-

gen von den ungeheuren Geburtswehen des Berges, sich nach allen Seiten hin erheben, und vor allen Dingen ist es das colossale Montirossi, welches, bei der fürchterlichen Eruption im Jahre 1669 entstanden und hoch über die sämmtlichen anderen Krater emporragend, unser Staunen erregt.

Der Himmel, während des ganzen Herabsteigens rein und hell, verfinsterte sich nun plötzlich. In sehr kurzer Zeit war der ganze Berg von Wolken umgeben, die unter unsern Füßen dahinzogen, sich sammelten und trennten, und uns bald die Aussicht in eine öde Felsenregion bald in die lächelnden Landschaften tief unten im Thale eröffneten. In dem Benedictinerkloster San Nicolo, welches an der Grenze zwischen der Waldregion und dem bebauten Gürtel liegt, erfrischten wir uns durch ein Glas vortrefflichen Weines und harrten geduldig, daß das Wetter sich aufklären sollte. Kurz nach Mittag zeigte der Himmel sich wieder wolkenfrei, und wir setzten nun fast laufend unsere Wanderung nach Nicolosi fort, woselbst die Eseltreiber, die hier mit ihren langohrigen Freunden unser harrten, uns mit Jubel empfingen. Nun ging es schnell über die Lavafelder nach Trecastagne, durch jene hinreißenden Landschaften, welche am Fuße des Aetna ein Paradies bilden.

An San Giovanni und Battiati vorüber, folgten wir dem Wege nach Catania hinab durch Weingärten, Kornfelder und duftige Pomeranzenhaine. Als wir ermüdet und angegriffen, aber in der besten Laune von der Welt die mit Lava gepflasterte strada Stesichorea hinauf ritten, unterbrachen nur das Rufen der Eseltreiber und das Klingen der Schellen, welche in einem fort um den Hals der Maulthiere sich hin und her bewegten, die Stille des Abends. Wir bogen auf die piazza del duomo ein, ohne den mächtigen Elephanten mit seinem egyptischen Granitobelisk auf dem Rücken eines Blickes zu würdigen, ja fast ohne alle die schönen Cataneserinnen zu beachten, welche in ihren malerischen

seidenen Mantillen, die Capuze über den Kopf gezogen, an uns vorüber in die Messe eilten. Ich gestehe es, daß ich in diesem Augenblick ein weit größeres Interesse an den Fleischtöpfen Egyptens, als an seinen Obelisken hatte, und daß mein einziger Gedanke — die schönen Catanaeserinnen werden es mir verzeihen! — das Mittagsmahl im Gasthofe zum Elephanten (locanda del elefante) war. Endlich erreichten wir ihn. In einem Nu waren wir von den Maulthieren herunter, und im nächsten Augenblick sprang der Cameriere uns mit der freudigen Nachricht entgegen, daß man soeben zu Tische gegangen und daß unsere Plätze uns reservirt seien.

Nach einer flüchtigen Toilette, bei welcher wir uns, so gut es eben gehen wollte, die Spuren der Reise zu verwischen bestrebten, betraten wir den hellerleuchteten Speisesaal, wo man uns von allen Seiten mit einem Ausruf fröhlicher Ueberraschung empfing, denn man hatte uns allgemein die Tour in dieser Jahreszeit abgerathen. An dem wohlbesetzten Tische, vor uns der perlende Becher, und bei dem beflügelten Worte der Laune und Fröhlichkeit vergaßen wir bald Alles, was wir ausgestanden hatten. Wir mußten natürlicherweise ein Langes und Breites von unsern Abenteuern und Fahrten erzählen, wobei wir uns indeß hüteten, Das zu erzählen, woran, wie es schien, Niemand unter uns sich länger erinnerte, nämlich wie oft wir, vor Ermüdung verzweifelnd, uns auf den Schnee niedergeworfen und erklärt hatten, daß wir unmöglich weiter steigen könnten, und daß eigentlich nur die Scham, etwas begonnen zu haben und es nicht durchsetzen zu können, uns vorwärts getrieben hatte.

Doch die Reise und deren Mühseligkeiten sind überstanden und der Hunger ist gestillt. Es dürfte deshalb an der Zeit sein, daß ich endlich dem Leser meine Reisegesellschaft vorstelle. Dieselbe bestand aus zwei älteren und einem jüngern österreichischen Officier. Dieser Letztere war kaum zwanzig Jahre alt, hoch,

blond, mit einem offenen und schönen Antlitz, welches ich, als ich es zum ersten Male erblickte, mit einem gewissen, ich möchte sagen historischen, Interesse betrachtete. Es war ein Sohn der Erzherzogin Marie Louise, der Gemahlin Napoleons, aus deren zweiter Ehe mit dem Grafen Neipperg. Er reiste unter dem Namen eines Grafen Montenuovo, und es schien, als spielten die älteren Officiere ihm gegenüber eine Art von Mentorrolle. Diese waren zwei sehr liebenswürdige und sehr gebildete Männer, die es wohl zu verstehen schienen, daß ein Poet aus dem kleinen Dänemark nicht so viel zum Umstichwerfen haben könne, wie ein Sohn der Herzogin von Parma, und die mir deshalb nicht weniger Zuvorkommenheit und Freundschaft erzeigten. Unser Zusammenleben war deshalb, wie es auf einer Reise sein muß, frei, offen und natürlich, und wenn diese Zeilen ihnen jemals vor Augen kommen sollten, werden sie ihnen sagen, daß ich noch immer in einem reifern Alter freundschaftlich ihrer gedenke.

Außer diesen drei Reisegefährten war mir noch ein vierter beschieden, an welchen ich gleichfalls mit Vergnügen, wenn auch in einer andern Weise, denke. Dieser war ein englischer Gentleman, etwas über dreißig Jahre alt, von einer über die Maßen langen Gestalt und mit einem Schlenkern in allen seinen Bewegungen, als sei es ihm unmöglich, diesen ungewöhnlichen Körper zu beherrschen. Sein Haar und Bart waren röthlich blond und kraus, das Gesicht eigentlich schön, aber gleichfalls gar zu lang und von einem so absonderlichen ernsten Ausdruck, daß es gerade dadurch komisch wurde. Aller Vermuthung nach war er unermeßlich reich; allein in seinem Anzug herrschte nichts Hervorstechendes, wenn ich von seiner blendend weißen Wäsche absehe, welche um den Hals, an der Brust und an den Händen hervorquoll, und das Langgedehnte seiner Gestalt womöglich noch mehr hervorhob.

Ungefähr einen Monat früher hatte ich ihn zum ersten Male in Villa Giulia in Palermo erblickt. Villa Giulia! Dieser

Name erweckt in mir die Erinnerung an den paradiesischsten Ort, den ich je gesehen habe, und ich kann ihn nicht niederschreiben, ohne daß ich noch einmal in Gedanken den Ort besuche!

Von Palermo erstreckt sich längs des blauen Mittelländischen Meeres ein Spaziergang, der anmuthigste der ganzen Welt. Er heißt la marina, oder wie ihn die neapolitanische Regierung getauft hat, il foro Borbonico. Folgt man dem reizenden Quai, wo die vornehme Welt Palermo's gegen Nachmittag ihre ganze Pracht entfaltet, so erblickt man längs des Meeres eine lange Reihe blendend weißer Marmorstatuen: es sind die bourbonischen Könige, welche hier, schwere marmorne Kronen auf den Häuptern, stehen, und gebieterischer Miene über das Meer hinausschauen, welches ihnen symbolisch zu Füßen liegt. Wenn man diese ganze Reihe zu Ende passirt ist, gelangt man nach der Villa Giulia.

Von den gemauerten Terrassen derselben aus erblickt man vor sich das Meer mit seinem unendlichen Horizonte; zur Rechten hat man die sicilianische Küste mit ihren malerisch schönen Umrissen; zur Linken liegt Palermo in seiner „goldenen Schaale" (concha d'oro), wie die sicilianischen Dichter seine herrliche, lächelnde Umgegend genannt haben, und hoch über die Stadt empor erhebt sich der monte Pellegrino mit seinem prächtigen Steinweg im Zickzack, der zu der Bergcapelle Santa Rosalia's hinaufführt.

Wirft man den Blick über den Garten hin, so begegnet dem Auge eine Farbenpracht von Anemonen und Ranunkeln, wie man sie nirgends anderswo zu sehen bekommen kann; überall erblickt man große marmorne Bassins, in welchen eine Unzahl von Goldfischen sich im Sonnenlichte bewegt, sprudelnde Springbrunnen mit herrlichen Marmorstatuen, an welchen saftige Wasserpflanzen sich emporranken, und Volièren, innerhalb deren Gitter Tausende von Canarienvögeln zwitschernd in den al freso gemalten canarischen Landschaften umherflattern. Myrtenhecken umrahmen die Gartengänge, und marmorne Sitze laden zur Ruhe und Be-

ſchauung ein. Hohe Platanen und ein Kreis antiker Büſten umzäunen das Ganze. Die Citronen- und Orangenbäume beugen ſich unter der Laſt ihrer goldenen Früchte, und ihre weißen Blüthen verbreiten einen betäubenden Wohlgeruch. Die ſeltenſten Baumarten, als Palmen, Aloen und Agaven wechſeln überall ab. Hochſtämmige Trauerweiden und rieſige Fächerpalmen kühlen die herrliche, anmuthige Luft mit ihren grünen Fahnen und wogen über Statuen und Springbrunnen, über das erröthende Gold der Orange und die dunkel glänzenden Blätter des Lorbers. Und ermüdet man in dieſer goldenen Zauberwelt der Sinne, dann vertiefe man ſich nur in den dunklen Cypreſſenhain, welcher den Hintergrund des Gartens bildet. In deſſen dunklen, ernſten Gängen treten die großen Denkmäler der Vorzeit dem Wanderer entgegen. Hier erblickt man Mauſoleen und Monumente, den großen Männern Siciliens errichtet: dem Syrakuſer Archimedes, dem Empedokles aus Agrigent, welcher ein ebenſo ausgezeichneter Philoſoph, als Geſetzgeber, Dichter, Redner und Arzt war; dem Erfinder der Schäferpoeſie, jenem Daphnis aus Thermini, von Theokrit in ſeiner erſten Idylle beſungen; dem Epikarmus und Diodorus Siculus, dem ſicilianiſchen Rafael, Pietro Novelli, nach ſeinem Geburtsorte Morreale il Morrealese genannt, deſſen vorzügliche Arbeiten über ganz Sicilien verbreitet ſind; dem Bildhauer Gagini, und endlich dem Dichter Giovanni Meli, deſſen weiche, reizende Lieder noch immer der Stolz der Sicilianer ſind.

Hier, in dieſen unvergleichlichen Umgebungen, in welchen ich täglich mehrere Stunden verweilte, um das Daſein in ſeiner ganzen Fülle zu empfinden, und um mir die verworrenen Reiſeeindrücke und die ernſten Räthſel des Lebens zu klären, ſah ich zum erſten Male den Engländer. Hier in dieſer berauſchenden Natur ſah ich ihn täglich, ſtundenlang mit der ernſteſten Miene von der Welt ſitzen — die Goldfiſche unverwandt betrachtend. Es war nicht zu verkennen, daß dies das Einzige war, was ihn

intereſſirte, denn ſo oft ich auch jenen Garten betrat, ſaß er immer an derſelben Stelle und blickte immer dieſelben Goldfiſche an.

Der Zufall wollte, daß ich bald ſeine nähere Bekanntſchaft machen ſollte. An einem ſonnenwarmen Nachmittage kehrte ich nach Palermo zurück. Ich hatte einen Ausflug nach der Kirche Morreale unternommen, deren arabiſche Goldmoſaik und Bilder des genannten Novelli mich zur Bewunderung hingeriſſen hatten. In der Straße Maqueda wurde ich durch das langſame Vorwärtsſchreiten einer großen Menſchenmaſſe aufgehalten. Es war eine Proceſſion zu Ehren des heiligen San Vincenzo Ferrer, den der liebe Gott wahrſcheinlich beſſer kennen wird, als ich, der ihn früher wenigſtens noch nie hatte nennen hören. Einige kleine Knaben, als Engel aufgeputzt, ſchritten an der Spitze mit Räucherpfannen, welche ſie unabläſſig ſchwenkten. Hinter ihnen folgte eine Schaar von Prieſtern in bunten Gewändern mit Monſtranz und wehenden Fahnen, deren lange Seidenſchnüre und Quaſten von galantuomini der Stadt getragen wurden. Ein großer ſilberner Engel auf einem Wagen mit Feuervergoldung, mit Kränzen und Blumen behangen, wurde vorübergeführt. Man erzählte mir, es ſei der Engel der Apokalypſe. Hierauf folgte eine Reihe von Mönchen mit flammenden Wachskerzen, und eine ganze Heerſchaar zerlumpter Straßenjungen, welche den Mönchen zwiſchen die Beine fuhren, um in die Düten, welche ſie in den Händen trugen, das herabträufelnde Wachs der Kerzen aufzufangen; mehrere Muſikcorps und eine unüberſehbare Maſſe verſchleierter Frauen ſchloſſen den Zug. Als die Proceſſion vorüber war, ſetzte ich meinen Gang fort, allein ich wurde einen Augenblick ſpäter durch einen Auflauf in derſelben Straße wieder zum Stehenbleiben gezwungen. Wie groß war mein Erſtaunen, als ich die langgedehnte Geſtalt meines engliſchen Gentleman, ſich gleichſam an einer Mauer emporrankend, und einen Haufen lärmenden und ſchimpfenden Pöbels in einem Halbkreis um ihn herum erblickte.

Ich erfuhr sogleich, daß er sich eines der Misgriffe schuldig gemacht hatte, welche der im Süden reisende Protestant nicht sorgfältig genug vermeiden kann. Ohne eine Ahnung von dem Aergerniß zu haben, welches er gegeben, hatte er den Hut auf dem Kopfe behalten in dem Augenblicke, wo die Monstranz an ihm vorübergetragen wurde, und hatte, wie bei jedem andern Schauspiele, die ganze weibliche Heerschaar der Procession durch seine Lorgnette betrachtet.

Es war übrigens an der Zeit, daß ich hinzutrat, denn die Erbitterung über die Profanation steigerte sich; der Halbkreis um den Engländer schloß sich immer mehr zusammen: „Manaccia! Malandrino! Faccia di San Gennaro!“ ertönte es von allen Seiten, und hier und dort kam bereits ein blankes Messer zum Vorschein. Während dieser ganzen Scene hatte der Engländer denselben stoischen Gleichmuth bewahrt, den er sonst zur Schau trug, und mit einem fast göttlichen Phlegma blickte er unverwandt auf den lärmenden Pöbelhaufen herab. Ich weiß nicht, ob dieser sonderbare Ausdruck seines Antlitzes mir die Veranlassung zu meiner Handlungsweise gab, genug, mit einigen kräftigen Ellnbogenstößen bahnte ich mir schnell einen Weg durch den Haufen, indem ich den Ersten unter der Menge in dem breitesten Dialekt, den ich nur auftreiben konnte, zurief: „Laßt ihn in Ruhe! Ich kenne ihn sehr gut! Es ist nicht ganz richtig in seinem Kopfe!“

Während meines langen Aufenthaltes in Italien hatte ich Gelegenheit gehabt, zu erfahren, daß diese Worte fast nie ihre Wirkung auf den gemeinen Mann verfehlen; dieser blickt mit einer Art scheuer Verehrung die Beklagenswerthen an, über welche der Himmel in seinem Zorne dieses Unglück verhängt hat. Es ging auch, wie ich es erwartete.

„Poverello! È pazzo! Der Arme! Er ist verrückt!“ wiederholte ein zerlumptes Obstweib, welches unter den Vorlauten die Vorlauteste gewesen war.

„È pazzo! È pazzo!“ lief es nun von Einem zum Andern im Kreiſe umher, während man ſich gleichſam von Furcht erfüllt zurückzog.

Zu gleicher Zeit knallte es luſtig etwas weiter auf dem Platze quattro cantoni; es war das Feuerwerk, welches das Feſt beſchloß. Raketen zu Hunderten ſtiegen zu dem herrlichen blauen Himmel auf, hinterließen aber nur einen Knall und einen Rauchſtreifen; die Petarden wurden abgefeuert, die Muſikcorps ſpielten auf, und die Raketen knatterten in der Luft, als ſei es ein Pelotonfeuer. In einem Nu war der ganze Hauſe wie fortgeblaſen; der Engländer ging ſeine Wege und ich die meinen, allein von dieſem Augenblick an waren wir befreundet, oder richtiger geſprochen, von dieſem Augenblick an ignorirte er nicht mein Daſein. Wenn wir uns zufälligerweiſe begegneten, grüßte er mich verbindlich, und wenn ich einige Worte an ihn richtete, antwortete er immer höflich und verſtändig, entweder deutſch oder franzöſiſch, welche Sprachen er fließend genug, aber ſtark mit engliſchen Ausdrücken vermiſcht, redete. Allein nur in ſolcher Weiſe gingen wir miteinander um, ungeachtet wir in demſelben Hotel wohnten; da ich jedoch der Einzige war, den er zu beachten ſchien, mußte ich mich durch dieſen Vorzug ſehr geſchmeichelt fühlen.

Nach einem vierzehntägigen Aufenthalte in Palermo war ich endlich genöthigt, mich von dieſer Zauberin loszureißen. Ich hatte den Entſchluß gefaßt, zu Eſel quer über die Inſel nach Catania zu gehen; ich hatte dem Cameriere meine Rechnung bezahlt, mein Maulthier war ſchon geſattelt, der Führer harrte meiner — ich hatte nur noch meinem Engländer ein Lebewohl zu ſagen. Als ich zu ihm eintrat, erſtaunte ich nicht wenig, ihn inmitten einer coloſſalen Aufſchichtung von Kaſten, Kiſten, Koffern und Reiſeſäcken zu erblicken, mit deren Zuſchließung er eben beſchäftigt war.

Ich erzählte ihm, daß ich im Begriff ſei, abzureiſen.

„Yes," antwortete er mir, indem er den letzten Reisesack verschloß. „I too!" und ich wollte gerade bitten, Sie möchten erlauben mir, Ihnen Gesellschaft zu leisten."

Dieses Anerbieten kam mir etwas unerwartet; ich darf auch nicht sagen, daß ich mich gerade drüber freute. Ich beschränkte mich indeß auf die Antwort, daß es mir natürlicherweise ein Vergnügen sein würde, vorausgesetzt, daß unsere Wege zusammen gingen; allein ich unterließ es doch nicht, ihn darauf aufmerksam zu machen, daß ich vollständig reisefertig sei.

„I too, instantly; ich habe die ganze Nacht gepackt," antwortete er, indem er auf seine Kasten und Kisten deutete.

„Wie," rief ich erstaunt, „ist das Ihr Gepäck?"

„Yes, Sir."

„Und das Alles beabsichtigen Sie mit sich zu führen?"

„Yes, everything. Ich kann von diesen Sachen gar nichts entbehren."

„Aber, Sir, wissen Sie denn nicht, daß man hier vom Morgen bis Abend von weiter nichts als von Räubern spricht, und daß man gerade im Binnenlande am meisten den Räubern ausgesetzt ist, und zwar je mehr Gepäck man mit sich führt? Haben Sie nicht gehört, daß man sogar vor wenigen Tagen auf dem Wege nach Caltanisetta den Reisewagen des Königs von Neapel ganz ausgeplündert hat?"

Er antwortete mit einem gleichmüthigen Kopfnicken.

„Aber, Sir, gesetzt, daß wir überfallen werden, dann ist es doch keinem Zweifel unterworfen, daß Sie dieses Alles verlustig werden und entbehren müssen.

„No, Sir! weil ich habe kommen lassen nach Messina another luggage, ganz wie dieses, für den Fall, daß this luggage sollte robbed werden."

„Ja, das ist etwas Anderes," antwortete ich lächelnd. „Und Sie brauchen sich jetzt nur die Mühe zu geben, es zwei oder drei

ehrsamen Bürgern der Stadt zu erzählen, und Sie können ganz überzeugt sein, daß Sie der zweiten Ladung Gepäck benöthigt sein werden."

Wenn ich oben gesagt habe, daß ich gerade keine übertriebene Freude bei der Aussicht auf diese Reisegesellschaft empfand, so bin ich der Wahrheit schuldig hinzuzufügen, daß der Engländer ein weit besserer Gefährte war, als ich gehofft hatte. Erstens besaß er die nicht genug zu lobende Eigenschaft, daß er Niemand mit Geschwätz zur Last fiel, denn jedes Wort aus seinem Munde war, wenn auch nicht gerade ein goldener Apfel in einer silbernen Schale, so doch ungefähr ebenso kostbar. Zweitens war er die Dienstwilligkeit und Zuvorkommenheit selbst, und ungeachtet man nie ein Lächeln in seinem Antlitz erblickte, sprach doch oft aus seinen Augen ein Ausdruck von Wohlwollen und mildem Sinne, welcher darauf hinzudeuten schien, daß hinter dieser Maske ein Inhalt sich verberge. Hierzu kam noch, daß seine kleinen Schwächen und Sonderlingsmanieren sich auf ihn selbst beschränkten und in keiner Weise Andere belästigten. Wenn wir irgendwo Halt machten, gab es z. B. ein ewiges Aus- und Einpacken jener Tausende von Kleinigkeiten, welche die menschliche Industrie erfunden hat, um dem Reichen sein Geld abzunehmen, jener Kleinigkeiten, welche beim ersten Anblick Einem eben so geschmackvoll als sinnreich und zweckdienlich erscheinen, die aber dessenungeachtet Niemand benutzt, weil man daran gewöhnt ist, sich ohne dieselben in einer weit leichtern Art und Weise durch die Welt zu helfen. Er brauchte sie alle. Durch Mangel an ernster Beschäftigung und durch die Macht der Gewohnheit waren sie zweifelsohne ihm zur Nothwendigkeit geworden. Die Folge hiervon war, daß er vor lauter Umherpusseln mit Packen, Ordnen, Verschließen und Zurechtlegen nie dazu gelangte, etwas zu sehen; er lebte so gut wie ganz und gar für seine Schachteln und Kisten und nur selten gelang es mir, ihn von diesen loszureißen und zu einem

Ausfluge über die tägliche Reiseroute hinaus zu bewegen. Wenn wir an solchen Tagen ermüdet und erschlafft am späten Abende zurückkehrten und ich, nach Ruhe lechzend, mich auf das erste beste Lager warf, blieb er noch fast immer eine ganze volle Stunde stehen, einen großen Blasebalg in der Hand und blies Wind in seine Luftmatratzen. Er war ein vollständiger Märtyrer seiner Bequemlichkeit, allein diese Leiden schienen sein Glück auszumachen. Ich glaubte zu bemerken, daß er namentlich seinen Stolz darein setzte, Alles mit sich zu führen, dessen ein Mensch in irgend einer Weise bedürftig sein könnte, und ich glaube in der That, er wäre über Hals und Kopf in der größten Verzweiflung nach Hause gereist, wenn es ihm plötzlich klar geworden wäre, daß es doch irgend etwas gebe, woran er nicht gedacht habe.

Daß ich mich einige Male etwas ironisch über seine Vorsorglichkeit aussprach, ließ er geduldig geschehen; er versäumte indeß nicht, glühende Kohlen auf mein Haupt zu sammeln, als die Gelegenheit sich darbot. Wir waren nämlich einige Tage in jenen wilden, öden und unbewohnten Gegenden im Innern der Insel umhergestreift, wo das alte Enna mit seinem berühmten Cerestempel gestanden haben soll, aus welchem der Prätor Verres jene Victoriastatue raubte, die von Cicero verewigt worden ist. Von der reichen Stadt, von dem prächtigen Tempel war keine Spur übrig; dagegen zeigte unser Führer uns eine abscheuliche Höhle, aus welcher, der Mythe nach, Pluto emporgestiegen sei, als er Proserpinen raubte, und in geringer Entfernung den See Proserpine's, von welchem der alte Geschichtschreiber Diodorus Siculus erzählt, daß seine Ufer mit Veilchen von einem so durchdringenden Dufte bewachsen waren, daß der Jagdhund hier die Fährte des Wildes verliere, weil der Duft ihm den Geruch benehme. Dieser See war jetzt ein stinkender Morast von einem Umkreise mehrerer Miglien und wir wendeten uns mit Abscheu von ihm ab.

Nachdem wir uns zwei Tage hintereinander von Eiern und einem rothen wermuthartigen Getränk, welches man mit dem Namen Wein beehrte, genährt hatten, langten wir gegen Abend in einer Art von Wirthshaus an. Ich war hungrig und müde, außerdem auch nicht in der besten Laune, weil der Ausflug so wenig lohnend gewesen war. Die Herberge sah durchaus nicht einladend aus. Ueber der Thür hatte der Wirth, wahrscheinlich in einer satirischen Stimmung, folgende Inschrift angebracht: Oggi non si fa credenza; domani si: venite domani! welches auf Deutsch ungefähr heißen würde: Heute ist nichts zu haben, komm aber morgen wieder, dann bin ich nicht zu Hause.

Dieser Anfang war nur wenig versprechend. „Sie werden es erleben, Sir," sagte ich zu dem Engländer, „daß wir uns jetzt wieder mit Eiern und Wermuth plagen müssen." Wir traten in eine verräucherte Spelunke ein.

Der Wirth, Don Agatino, ein Mann von mittlern Jahren und sehr martialischem Aeußern, trat uns eilig entgegen.

„Können wir etwas zu trinken haben?" frug ich.

„Non dubitate!" rief er und setzte uns eine Fogliette und zwei Gläser vor. Es war ganz richtig der Wermuth; nun, dann werden auch die Eier kommen, dachte ich.

„Haben Sie auch etwas zu essen?" frug ich weiter.

„Niente!" antwortete er lakonisch.

„Was, gar nichts?" wiederholte ich erschrocken.

Er erzählte uns ein Langes und Breites, welches damit endigte, daß einige andere forestici uns zuvorgekommen seien und das letzte Huhn gegessen hätten. Jetzt besäße er nicht das Allergeringste.

„Nicht das Allergeringste? nicht einmal Eier?" frug ich halb verzweifelt.

Er bewegte den Zeigefinger langsam von links nach rechts, die gewöhnliche italienische Art und Weise, eine Verneinung auszudrücken.

Nicht einmal Eier! Das war ein Donnerschlag, auf den ich nicht vorbereitet war. Ich wollte jedoch meinen eigenen Ohren nicht trauen, sondern eilte aus der Stube, um zu fouragiren.

Don Agatino hatte Recht; nicht das allergeringste Eßbare war aufzutreiben. Als ich zurückkehrte, hatte der Engländer, welcher sich bis dahin vollständig passiv verhalten, bereits einige seiner Kisten und Kasten in die Stube bringen lassen und war, wie immer, mit Auspacken beschäftigt.

„Es verhält sich ganz so," rief ich, „es giebt wirklich nicht das Geringste."

„Wirklich!" antwortete er mit der gleichgiltigsten Miene von der Welt, indem er einen neuen Kasten öffnete.

Sein Pflegma in diesem Augenblicke machte mein Blut wallen. „Ja, wirklich!" sagte ich ärgerlich. „Jetzt können wir uns darauf vorbereiten, gemeinschaftlich zu verhungern; daran hätten Sie denken sollen, Sie sind doch sonst so vorsorglich."

„Daran habe ich auch gedacht!" sagte er, gleichfalls mit der ruhigsten Miene von der Welt, indem er eine kleinere Holzkiste aus einer größeren herausnahm.

„Was! Daran haben Sie auch gedacht?" frug ich überrascht. Und mein Erstaunen steigerte sich, als ich sah, wie er mit seiner sich immer gleich bleibenden Langsamkeit erst aus der hölzernen Kiste eine Schachtel mit feinem Brote, darauf ein großes Etui nahm, in welchem nicht weniger als vier verschiedene Karaffen mit Wein, coquetterweise mit silbernen Ketten und Etiquetten versehen, lagen; darauf ein kleineres Etui mit einer unübersehbaren Menge von Gläsern verschiedener Größe, ein Glas in das andere hineingepaßt; darauf eine zweite Schachtel mit Salami, Zunge und Käse; darauf ein kostbares Etui mit Messern

und Gabeln, und endlich ein zusammengebundenes Packet fenocchii, einer Appetit erregenden Wurzel, welche einen nothwendigen Bestandtheil der italienischen Mahlzeiten ausmacht. Ich stand wie aus den Wolken gefallen bei dem Anblick aller dieser Herrlichkeiten.

„Wie!“ rief ich, „Sie haben zwei Tage von Eiern gelebt und haben alles Dieses mit sich geführt?“

„O yes, Sir, I can very well fügen mich darein von Eiern zu leben.“

„Aber Sie haben ja gar nicht davon gesprochen, daß Sie etwas Besseres besaßen.“

„Because I feared, daß Sie würden verspotten meine Vorsorglichkeit,“ antwortete er ruhig; allein zu gleicher Zeit blickte er mich mit einem so wohlwollenden Ausdrucke an, als wenn er mich um Verzeihung bitten wollte, daß er sich diesen Seitenhieb erlaubte. Ich reichte ihm die Hand und er drückte sie herzlich.

Das war eine Mahlzeit für Götter. Ich aß mit einem Appetite, von welchem nur Derjenige sich einen Begriff machen kann, der jung gewesen und einige Tage umhergestreift ist, ohne zu einer ordentlichen Mahlzeit zu gelangen. Der Engländer aß mit seiner gewöhnlichen Moderation. Indessen hatte doch wohl der Triumph, den seine Vorsorglichkeit gefeiert, einen angenehmen Eindruck auf ihn gemacht, denn als sein Blick zufälligerweise auf den Wirth Don Agatino fiel, welcher mit weit aufgerissenen Augen vor uns stehen geblieben war und gierig alle die köstlichen Dinge anstarrte, mit welchen auf einmal sein armer Tisch bedeckt worden war, gab er ihm ein höfliches Zeichen, daß er sich niederlassen und essen möge.

Don Agatino ließ sich das nicht zweimal sagen. Ein ächter Italiener, wurde er augenblicklich gesprächig und fröhlicher Laune. Er lenkte natürlicherweise sofort das Gespräch auf die Räuber, den beliebtesten Gegenstand der Conversation auf ganz Sicilien.

Er erzählte uns, wie himmelschreiend es sei, daß dieses arme Land von diesen birbanti ausgesogen würde, und daß es jetzt una vera miseria, ein wahres Elend sei. Früher sei die ganze Insel in Bezirke getheilt gewesen, und jeder Bezirk habe una compagnia della arme, aus zwölf Mann und einem capitano bestehend, gehabt, die nur auf die Räuber fahndeten. Dies sei eine ausgezeichnete Einrichtung gewesen, versicherte er. Der capitano wurde stets aus solchen Leuten genommen, die selbst früher das Handwerk getrieben hatten und deshalb auch am besten Bescheid um Verkehr und Schlupfwinkel der Räuber wußten. Bis vor einigen Jahren habe er selbst eine solche Würde bekleidet, aber im Jahre 1839 sei die ganze Einrichtung eingegangen, und die vierzigtausend Unzen, welche die Compagnien kosteten, wären eingezogen worden und in die Fonds gewandert, das heißt in die königliche Privatcasse, die Alles verschlinge.

„Aber, Don Agatino!" unterbrach ich ihn erstaunt, „Sie sagen, daß der capitano stets ein Mann vom Fache gewesen und daß Sie selbst capitano waren. Sind Sie denn auch . . ."

„Si, signore! non dubitate! Aber das war in meinen jüngern Jahren, als ich es nicht besser verstand," rief er lachend.

Ich darf nicht behaupten, daß wir uns bei diesen confidentiellen Mittheilungen des Don Agatino gerade erbaut fanden; allein wir setzten unsere Mahlzeit mit gutem Appetite fort. Als wir uns endlich gesättigt hatten, war es heller Mondschein geworden, und wir wußten, daß wir nur ungefähr eine Meile Weges nach dem castro Giovanni hatten. Wir faßten deshalb den Entschluß, weiter zu reisen, um so mehr, weil es schien, als sei doch kein unbedingtes Vertrauen in die Bekehrung des Don Agatino zu setzen. Nachdem also der Engländer wieder mit der nöthigen Gravität alle seine Sachen verpackt hatte, welche Don Agatino Stück für Stück mit sehr verlangenden Blicken betrachtete, verabschiedeten wir uns aufs freundlichste von unserm

Wirth, ohne ihn im geringsten durch unsere Zweifel zu beleidigen.

Allein ich bemerke, daß ich mich so ganz in meine Erinnerungen an den Engländer vertieft habe, daß ich von meinen drei Oesterreichern und dem Mittagsmahle im „Elephanten“ gänzlich abgekommen bin. Es ist dies jedoch eine Abschweifung, welche ich meinem ästhetischen Gewissen gegenüber rechtfertigen zu können glaube. Wenn ich nämlich so lange bei diesem Sohne Albions verweilt habe, so geschah es nicht, weil ich mich von meiner Liebe für das Portraitiren hinreißen ließ, sondern weil er — was der feinere Beobachter wahrscheinlich bereits errathen haben wird — auf den folgenden Blättern zu figuriren hat, während ich meinen österreichischen Freunden noch an demselben Abende ein Lebewohl für immer sagte. Diese beabsichtigten nämlich, ganz früh am folgenden Morgen mit dem Dampfschiffe „Ercolano“ nach Syracusa abzugehen, wo sie einen längern Aufenthalt zu nehmen und darauf das Innere der Insel zu bereisen gedachten. Das Dampfschiff war wenige Tage vorher von Neapel aus mit einer geschlossenen Gesellschaft von Passagieren abgegangen, es sollte eine Lustfahrt um ganz Sicilien machen, an den größern Städten anhalten und auf der Rückreise Malta umsegeln. Unter heiterem Gespräche tranken wir auf eine glückliche Reise und ein fröhliches Wiedersehen, wenn auch eigentlich mit dem geheimen Gefühl, daß es ein Abschied für immer sei.

Ich entschloß mich indeß ganz im Stillen, sie am nächsten Morgen dadurch zu überraschen, daß ich die Dampfschifffahrt nach Syracusa mitmachte und in ihrer Gesellschaft noch einige Stunden an einem Orte verbrachte, mit welchem so viele meiner schönsten Reiseerinnerungen verknüpft waren, und den ich mit unbeschreiblicher Wehmuth verlassen hatte.

Der Morgen war schön und versprach einen herrlichen Tag; unten am Hafen wimmelte es schon von Menschen, welche

den „Ercolano“ anstarrten, und dieser sendete bereits seine Rauchwolken aus und war gerade im Begriff, zu lichten, als ich im letzten Augenblicke an Bord trat. Ich übergehe die Ueberraschung, sowohl die der Oesterreicher, indem sie mich erblickten, als die meinige, indem ich den Engländer mit gravitätischen Schritten, die Hände in der Tasche, auf dem Verdecke auf und ab gehen sah. Auf diesem befanden sich ungefähr einige vierzig Passagiere, Herren und Damen der verschiedensten Nationen, die hier durch die gleiche homerische Lust, die Städte der Menschen zu sehen und ihre Sitten kennen zu lernen, oder jedenfalls durch das gleiche Verlangen, sich Vergnügen zu bereiten, sich vereinigt hatten. Sie waren in verschiedenen Gruppen zerstreut und es herrschte eine wahre babylonische Sprachverwirrung unter ihnen.

Ich war schon im Begriff, einen musternden Blick auf die Besatzung zu werfen, als plötzlich eine derbe Hand sich auf meine Schulter legte und mich dazu veranlaßte, mich umzuwenden. Es war ein reicher Leinwandhändler aus Schlesien, welcher mit seiner Tochter reiste und mit dem ich einige Ausflüge in die Umgegend von Neapel gemacht hatte. Er war ein jovialer alter Herr von kleiner, kugelrunder Gestalt, mit einem breiten, strahlenden Antlitz, welches immerfort lächelte, mit einer Meerschaumpfeife, die ihm immer im Munde hing, und einem Tabaksbeutel, welcher sich an seinem Bauche hin und her bewegte. Er begrüßte mich mit einem so derben Händedruck, daß mir die Finger weh thaten. Die Tochter kam gleichfalls heran, begrüßte mich als einen alten Bekannten und reichte mir herzlich die Hand. Das linderte. Sie war eine liebenswürdige Person, eine jener nordischen Schönheiten von blendend weißem Teint, welche so allgemein in Italien Bewunderung erwecken, wo „weiß“ und „schön“ gleichbedeutend ist. Sie war auch in Neapel der Gegenstand einer ununterbrochenen Anbetung gewesen, und ich hatte oft mit Vergnügen beobachtet, wie vortrefflich sie es verstand, diese galvanische Strö-

mung abzuleiten: Sie war immer gleich natürlich, anspruchslos und gegen Jeden und Alle blieb sie dieselbe; es schien, als sei sie eine der glücklichen Naturen, welche die Courmacherei nicht zu verderben vermag, weil sie dieselbe nicht beachten. Sie war in einer französischen Pension erzogen, von wo her sie die Tournüre einer Pariserin und, was noch mehr sagen wollte, eine bewundernswürdige Feinheit, Haltung und Sicherheit ihres ganzen Wesens mitgebracht hatte; außerdem schien es, als liebe sie ihren Vater ganz unbeschreiblich, allein es schien auch, als könne sie mit ihm machen, was sie eben wollte.

„Und Sie, Herr Schönemann, haben sich dazu bequemen können, eine so weite Seereise zu machen?" frug ich.

„Ja, was thut man nicht der Frauenzimmer wegen," antwortete er lächelnd und kniff seine Tochter in die Wange. „Uebrigens hat man es gar nicht schlecht hier. Man kann seine Pfeife in Ruhe schmauchen, die Seeluft giebt Appetit, der Tisch ist ausgezeichnet, der Wein gleichfalls, und wenn die Andern in den Städten umherlaufen, um sich die Curiositäten und Schnurrpfeifereien anzusehen, sitze ich hier ganz gemüthlich auf dem Deck und schmauche meine Pfeife; und übrigens war denn auch etwas Anderes da, was den Ausschlag gab . . . . "

„Und das war?" frug ich.

„Malta!"

„Malta?" wiederholte ich erstaunt. „Ja, ich leugne nicht, daß Malta auch für mich etwas Lockendes hat. Diese orientalische Architektur, diese historischen Denkmäler . . . . "

„Ja, darum kümmere ich mich nun nicht im geringsten. Nein, sehen Sie, ich habe so viel von der englischen Leinwand dort reden hören; man schwatzt immer davon, daß sie alle andere Leinwand aussticht, und daß man sie spottbillig haben kann. Es ist nun nicht, weil ich das glaube, denn ich bin völlig überzeugt, daß das Ganze nichts weiter ist als Prahlerei, aber wie dem nun sei,

ich möchte es doch einmal mit eignen Augen sehen, denn das ist etwas, worauf ich mich verstehe! Nein, da sollten Sie einige Stück Leinwand, so recht solide schlesische Leinwand sehen, die ich für die Ausstattung meiner Tochter bei Seite gelegt habe..."

„Ah so, Ihr Fräulein Tochter ist verlobt?" unterbrach ich ihn etwas vorschnell.

„Nein, das ist sie gewiß nicht," fiel die Tochter ein, indem sie leicht erröthete, sich von uns abwendete und über den Schiffsbord hinausblickte.

„Nein, verlobt ist sie noch nicht, aber das wird ja wohl schon geschehen. Wenn die Waare nur gut ist, dann wird sie auch immer Absatz finden. Ich bin ein alter Kaufmann und ich bin noch nie mit einem Artikel, der etwas werth war, sitzen geblieben, und da wäre es doch gar zu komisch, wenn mir das zum ersten Male mit meiner Tochter passiren sollte! — Was meinst Du dazu, Mathilde?" rief er lachend und blickte sich nach seiner Tochter um. „Nun, sie ist fort! Ja, das kennen wir schon, davon will sie nichts hören; aber die Sache hat doch ihre Richtigkeit. Jetzt hat sie ihren Willen gehabt, nun will ich auch den meinigen haben. Wenn ich, um ihr zu Willen zu sein, meinen Laden geschlossen, die Elle bei Seite gelegt und allen meinen Kunden guten Tag und guten Weg gewünscht habe und ins Ausland gereist bin, so muß sie sich auch nach mir fügen und sich hübsch verheirathen, wenn wir jetzt wieder nach Hause kommen; das habe ich ihr schon gesagt. Denn, sehen Sie, ich bin ein alter Knasterbart, und wenn ich in meinen alten Tagen einige kleine Schönemänner um mich herum spielen sehen will, dann ist wahrhaftig keine Zeit zu verlieren, sehen Sie."

Während dieser Rede war seine Pfeife ausgegangen; er begab sich in die Cajüte hinab, um sie wieder anzuzünden, und ich benutzte die Gelegenheit, mich seiner Tochter zu nähern.

Sie hatte sich an den Bord des Schiffes gesetzt, und ihr schönes sinniges Auge ruhte auf der herrlichen Küste, welche sich bald

felsenhoch und ungastfreundlich erhebt, sich bald weich und einladend nach dem Meere zu abdacht und dem Blicke einen Streifzug tief ins Land hinein gestattet. Neben ihr stand ein junger, ziemlich hagerer Mann, eifrig gestieulirend, mit Wärme, fast mit Leidenschaft redend. „Was!“ dachte ich; „eine Liebeserklärung in so früher Morgenstunde!“ Zugleich fiel mein Blick auf den Engländer, Sir Williams. Er hatte sich auf einem Tabouret in einiger Entfernung von Beiden niedergelassen und blickte unverwandt die junge Dame mit dem wunderbar weichen und schwärmerischen Ausdruck seines Auges an, welcher zu seiner ernsten und theilnahmlosen Physiognomie einen so merkwürdigen Gegensatz bildete. Die Dame bemerkte jedoch gar nicht diesen beredten Blick; vielleicht war sie dermaßen in Das vertieft, was der hagere junge Mann zu sagen hatte, daß sie nichts Anderes beachtete. Um keine Indiscretion zu begehen, hielt ich mich zurück; allein auf einmal glaubte ich zu bemerken — nein! ich irrte mich nicht, es war wirklich der Fall — auf einmal bemerke ich also, daß die junge Dame ihren kleinen Mund öffnete — und mit all dem Anstand, all der Anmuth gähnte, mit welchem es einer jungen Dame zu gähnen gestattet ist. Beruhigt trat ich näher. Nein, es war keine Liebeserklärung, denn indem ich mich näherte, fing mein Ohr allerdings nur zwei Worte auf, allein es waren zwei Worte, welche nimmermehr in dem Wörterbuche der Liebe Aufnahme finden werden, zwei Worte, welche noch nie in einer erotischen Situation vernommen wurden, zwei Worte, für welche noch kein Liebender jemals Anwendung fand, es waren: Plinius und Polybius!

Sie wendete sich lächelnd zu mir: „Mein gelehrter Herr Landsmann,“ sagte sie, „hat mir in diesem Augenblick mit der größten Ausführlichkeit und belegt mit Citaten aus den alten Classikern erzählt, wie diese Gegenden, an welchen wir jetzt vorüberfahren, vor zwei tausend Jahren aussahen. Jetzt möchte ich recht wünschen, daß

ich meinen Dollond hätte, den ich in Neapel zurückließ, um doch auch zu erfahren, wie sie sich heutzutage ausnehmen."

Sie stellte mich dem Professor D., einem jungen Philologen von der Universität zu Jena, vor. Während wir einander begrüßten, trat der Engländer hinzu mit einem großen Fernrohre, welches er aus seinem Gepäcke hervorgeholt hatte.

„The young miss," sagte er, „wünschte so eben a Dollond. Hier ist a Dollond, and an excellent one." Er verbeugte sich artig vor der jungen Dame und reichte ihr das Fernrohr. Sie dankte graziös, aber in einer Weise, welche deutlich zeigte, daß sie an dergleichen Aufmerksamkeiten gewöhnt sei.

„Ich fürchte, es dürfte Sie geniren, das Fernrohr zu halten," sagte ich. „Wollen Sie sich meiner Schulter als Stativ bedienen?"

„Not at all necessary!" antwortete der Engländer und drückte bei diesen Worten an eine kleine Feder seines dicken Spazierstocks. Durch einen verborgenen Mechanismus öffnete der Stock sich augenblicklich, verlängerte sich und bildete ein vortreffliches Stativ.

„Aber das ist ja eine wundervolle Einrichtung; die ist wahrscheinlich englisch?" frug der deutsche Professor, indem er ohne weiteres das Fernrohr auf das Stativ legte und es in verschiedenen Richtungen versuchte.

„O yes! in England you may have everything."

„Aber Sie sind ja ein Zauberer!" sagte die Dame scherzend. „Ich bin davon überzeugt, daß, wenn ich Sie um ein Exemplar von Childe Harold anstatt dessen bäte, welches ich diesen Morgen in Catania vergessen habe, so würden Sie mir das auch bringen können. — Sie sehen, Herr Professor," wendete sie sich an ihren Landsmann, indem sie einen schelmischen Seitenblick auf das Fernrohr warf, „daß Sie nicht der Einzige sind, der das Privilegium besitzt, zerstreut zu sein."

Der Professor war jedoch dermaßen in seinen Fernrohrbeobachtungen vertieft, daß er diese Bemerkung ganz und gar überhörte.

„Childe Harold? Ganz gewiß!“ sagte der Engländer und begab sich zu seinen Kisten und Kasten. Und in der That, er kehrte einige Augenblicke später mit einem schönen Exemplar des Byron'schen Gedichtes zurück, welches er der Dame überreichte.

„Aber Sie müssen ja die Wunder-Lampe des Aladdin besitzen,“ rief sie überrascht, „weil es Ihnen so leicht wird, alle Wünsche zu erfüllen.

„I do not know it,“ antwortete der Engländer ernst; „allein wenn die schöne Miß sie zu haben wünscht, werde ich sie ganz gewiß verschaffen.“

Diese naive Aeußerung, welche mit all der Sicherheit und Ueberzeugung eines Mannes gethan wurde, welcher weiß, daß er jede Laune befriedigen kann, und kein Opfer scheut, rief unwiderstehlich ein lautes Gelächter hervor.

Um dem Gespräche eine andere Richtung zu geben, sagte die Dame, indem sie das Buch des Engländers durchblätterte: „Wie liebe ich dieses Gedicht! und wie stolz muß ihre Nation sein, einen solchen Mann hervorgebracht zu haben!“

„Indeed,“ antwortete der Engländer trocken, „und er muß sein stolz, such a nation angehört zu haben.“

„Ich glaube doch nicht,“ bemerkte der deutsche Professor, immer noch durch das Fernrohr schauend, „daß der edle Lord gerade sehr stolz auf seine englische Abstammung gewesen ist.“

„I do not know it,“ antwortete der Engländer. „Ich lese, was er geschrieben, and kümmere mich nicht um himself.“

„Aber gerade aus seinen Werken,“ fuhr der streitsüchtige Philologe fort, „werden Sie doch entnommen haben, daß er nicht selten sehr unbarmherzig mit seinen lieben Landsleuten verfährt.“

„Perhaps so! But I think, daß die junge Lady ihn lieber lieſt, als von ihm disputirt, particularly da ſie nicht dazu gelangen kann, durch my Dollond zu ſehen.“ Mit dieſer ſehr richtigen Bemerkung verbeugte Sir Williams ſich tief vor der jungen Dame und ſchritt mit gewohnter Gravität auf ſeine Kaſten zu.

„Ich bitte tauſendmal um Verzeihung,“ ſagte der Profeſſor verwirrt, „das iſt wieder meine unſelige Distraction, die mir einen Streich nach dem andern ſpielt.“ Er übergab der Dame das Fernrohr, zog ſich verlegen zurück, und zwar bis ans andere Ende des Schiffes, wo ich ihn kurz darauf einen gelehrten Vortrag über die Einrichtung des antiken Theaters halten hörte.

Der Leinwandhändler hatte wieder ſeine Pfeife angezündet und ſaß in behaglicher Ruhe, Dampfwolken über die See hinausblaſend; der Engländer muſterte ſeine Kiſten und Kaſten; eine vornehme junge Dame, wie ich ſpäter erfuhr, eine Prinzeſſin Serradifalco, ſaß, oder richtiger, lag, an den Cajütenüberbau gelehnt, auf einer großen Schicht von geſtickten Kiſſen, einen Schemel unter den Füßen; einige neapolitaniſche Herren näherten ſich ehrerbietig, um ihr die Aufwartung zu machen. Die principessa nickte nachläſſig, ohne ihre Stellung zu verändern, und ſprach in einem vornehm krankhaften Tone. Mir machte es Langeweile, dies anzuſehen, und ich wendete mich der andern Seite des Schiffes zu. Einige Herren gingen hier auf dem Verdecke ſpazieren und tauſchten triviale Redensarten aus; es war deutlich, daß die gegenſeitige Höflichkeit dem Geſpräche ſeinen einzigen Halt verlieh. Einige ältere und jüngere Damen hatten eine kleine Gruppe gebildet, ſie zeigten einander die Bernſteinſachen, die Kleinigkeiten von Lava und Korallen, welche ſie in Catania eingekauft hatten, und die Unterhaltung betraf die Preiſe, welche für dieſe Sachen gezahlt worden waren. Das war auch nicht amüſant, und eine heimliche Freude machte ſich ſchon darüber bei mir geltend, daß ich keine vierzehn Tage an dieſe Geſellſchaft gebunden

sein sollte. In der Nähe des Schornsteins hatten die österreichischen Officiere ein Frühstück auftragen lassen und einen Platz für mich reservirt. Unter solchen Umständen war dies das Vernünftigste, was ich thun konnte; ich schloß mich deshalb ihnen mit Vergnügen an, und während wir frühstückten, langten wir in Syracusa an. Da ich kürzlich einige Wochen in dieser Stadt verlebt hatte und somit verpflichtet war, dieselbe die Kreuz und Quer zu kennen, hatte ich bald ein ganzes Gefolge, welches mich ohne weiteres als seinen Cicerone betrachtete. Wenn ich nun auch hätte wünschen können, in einer weniger gemischten Gesellschaft diese Stätten wiederzusehen, so machte ich doch gute Miene zum bösen Spiel und begab mich mit christlicher Geduld auf den Weg.

Ich brachte nun Alle zuerst an die Quelle Arethusa, um sie poetisch zu stimmen; darauf führte ich sie in einer brennenden Sonnenhitze auf die Höhen von Agradina, damit sie sich an dem Beschauen des alten Theaters erwärmten, und von da, um sie wieder abzukühlen, in die Katakomben am San Giovanni. Als wir diese Stadt der Todten mit ihren sich meilenweit unter der Erde hin erstreckenden labyrinthischen Windungen betraten, vernahm ich, dicht hinter mir eine schöne Stimme die bekannte Strophe aus Dante recitiren: Guarda com'entri e di cui tu ti fidi (Sieh Dich vor, wenn Du hineintrittst, und hab' Acht, wem Du Dich anvertraust). Ich wendete mich um, es war die junge Dame aus Schlesien, die mich lächelnd ansah. Ich versicherte ihr, daß wir uns ohne Furcht in das Labyrinth wagen könnten, dieweil Ariadne mit uns sei. Als die Gesellschaft den gehörigen Schauer beim Anblicke dieser ungeheuern, vom Fackelscheine schwach erhellten Grabgewölbe empfunden und das Betreten dieser endlosen Todtengassen mit ihren Zellen und Colombarien zu beiden Seiten ihr ein Grausen eingeflößt hatte, schlugen wir den Weg nach den Steinbrüchen und zu dem „Ohr des Dionys" ein, und, um diesen Ausflug poetisch, wie er begonnen, so auch zu enden,

führte ich sie zuletzt nach der Villa Landolini an das Grab des Dichters Platen.

Die Gesellschaft zerstreute sich in die schattigsten Partien dieses reizenden Gartens, welchen die sicilianischen Dichter mit dem des Armidas verglichen haben. Ungeachtet es erst Ende April war, dufteten schon die Erdbeeren, und die schönsten und seltensten Gewächse hatten bereits ihre Farbenpracht entfaltet. Der Mandelbaum bewegte seine schneeweißen Blüthen bei jedem Windzug, die Vögel zwitscherten in den Myrtenhecken und die Orangenbäume bogen sich unter der doppelten Last von Blüthen und Früchten. In ein Gespräch mit einem der österreichischen Officiere vertieft, trat ich mit diesem in eine Pergola, deren kräftige Weinranken ein geflochtenes Dach über unsern Köpfen bildeten. Wir bewunderten gerade das sonderbare Spiel der Sonnenstrahlen durch das Laub, welches den braunen Gang vor unsern Füßen mit strahlenden weißen Lichtkugeln bedeckte, die sich in malerischer Schönheit bald ausdehnten, bald wieder zusammenzogen, als ich Fußtritte im Gange neben uns vernahm; und durch das Weinlaub, welches gleichsam eine Scheidewand zwischen den parallel laufenden Gängen bildete, bemerkte ich den deutschen Professor und die junge Dame aus Schlesien. Sie trug in der Hand einen Granatenzweig, auf welchen sie mit einem Ausdrucke von Verlegenheit oder Langeweile schaute, ich weiß nicht recht, welcher von beiden, er dagegen sprach sehr eifrig, und es war mir klar, daß er eine Art von Sentimentalität erblicken ließ, welche einen sonderbaren Gegensatz zu dem pedantischen Tone bildete, der ihm sonst eigen war. — „Diese Naturschönheit ist mir ganz inhaltlos, ich fühle mich ihr gegenüber allein. Der ärmlichste Ort der Erde würde mir lieber sein, wenn er verschönert durch....." Mehr fing mein Ohr nicht auf, allein es genügte, um meine Phantasie in Bewegung zu setzen. Armes Mädchen, dachte ich bei mir selbst. Wieder ein Anlauf der Courmacherei, wieder ein Angriff,

welcher zurückgeschlagen werden muß..... wenn ihr übrigens daran gelegen ist, ihn zurückzuschlagen .... Noch ist es nur ein Tirailleurgefecht an der Vorpostenkette; wer weiß, wann er seine Hauptmacht ins Feuer bringt ....

Ich erging mich nun in solchen Reflexionen und setzte das Gespräch mit dem Oesterreicher ziemlich zerstreut fort. Als wir uns am Ende des Ganges befanden, kehrten wir wieder um und gingen zurück. Bald vernahm ich aufs Neue Fußtritte. Sie waren es wieder; die Situation war fast unverändert: sie starrte noch immer ihren Granatenzweig an, und er sprach noch immer, jedoch leise und flüsternd. Es war unmöglich, auch das Allergeringste aufzufangen, aber der Ausdruck seines Antlitzes und seine Haltung bestätigten augenscheinlich meine Vermuthung.

Der Angriff wird forcirt, dachte ich. Der Feind versucht das Aeußerste! Es ist ein wirklicher Frontangriff. Wird sie denselben zurückweisen? oder sollte sie schon im Begriffe sein, die Waffen zu strecken? — Nicht allein ich, sondern auch der Oesterreicher war schweigsam geworden. Vielleicht hatte er bemerkt, daß meine Gedanken anderswo beschäftigt seien, vielleicht hatten auch die seinigen eine andere Richtung genommen, genug, unser Gespräch erstarb allmälig, ganz wie der Strom, der sich im Sande verliert, und wir gingen nun schweigend neben einander. — Ich erblickte wiederum die Beiden durch das Laub und faßte den Entschluß, meine Gehörorgane möglichst anzustrengen. Diesmal war es jedoch ganz überflüssig, denn die junge Dame blickte plötzlich von ihrem Granatenzweige auf und frug laut, gleichsam unterbrechend:

„Apropos, Herr Professor, bemerkten Sie oben im Theater in der obersten Etage ....“ — „In dem Popularium,“ berichtigte der Professor. — „Ja, ich bitte um Verzeihung, im Popularium, bemerkten Sie dort die colossale Inschrift, welche sich

längs des Halbkreises hinzog ....“ — „Längs der Circumcinction,“ berichtigte der Professor ....“

War das eine Finte? frug ich mich selbst. Sollte sie sich schon auf Gnade und Ungnade ergeben haben? Sollte sie bemerkt haben, daß sie nicht allein gewesen sind? und sollte sie vielleicht in solcher Weise unsere Aufmerksamkeit von dem eigentlichen Inhalt des Gesprächs ablenken wollen? — In diesem Augenblicke erscholl von einer andern Seite des Gartens das Signal zum Aufbruche, und wir eilten auf das Bassin zu, wo wir uns zu treffen verabredet hatten. Bald darauf erschienen auch der Professor und die junge Dame. Sie schritt schweigend mit einem stillen, man könnte fast sagen, ironischen Lächeln neben ihm einher; er sprach in seinem gewöhnlichen docirenden Ton und befand sich tief in einem Vortrage über die Königin Philistis, über eine Münzsammlung in Catania, woselbst er ihr Bild auf einer großen Menge von Münzen gesehen, über den totalen Mangel an historischen Aufklärungen in Betreff jener Königin 2c. 2c.

Die Gesellschaft war in einer aufgeräumten, scherzenden Stimmung, und lachend und laut redend traten wir den Rückweg nach Syrakusa an. Der Zufall, oder wie ich es nennen soll, führte mich an die Seite der jungen Dame.

„Und Sie können es wirklich über Ihr Herz bringen, uns zu verlassen?“ frug sie freundlich. „Sie sehen doch jetzt selbst, wie sehr wir Ihrer Anleitung bedürftig sind?“

Ich tröstete sie scherzend damit, daß ihr Landsmann, der Professor, sich ganz gewiß ihrer annehmen würde. „Ich fürchte nur,“ fügte ich hinzu, „daß Sie durch seinen Umgang gar zu gelehrt werden würden, denn er spricht ja immerfort Philologie mit Ihnen. Diese Königin Philistis .....“

„Ah, die Inschrift oben am Theater! Ja, das war wirklich gar nicht uninteressant,“ warf sie ausweichend hin.

„Es scheint mir indeß," fuhr ich fort, „als wenn Ihr Gespräch nicht durchgängig denselben philologischen Zuschnitt gehabt hätte."

Sie blickte mich fragend an.

„Ja, ich weiß wirklich nicht .... allein ganz zufällig, natürlicherweise gegen meinen Willen, kamen mir verschiedene Bruchstücke zu Ohren. Es wollte mir scheinen, als habe der Anfang ein modernes sentimentales Gepräge, und als nehme das Gespräch erst in seinem späteren Verlaufe eine entschiedene Richtung auf das Classische an."

„Aha," sagte sie lächelnd, „ja wenn Sie schon so viel gehört haben, so will ich auch nicht leugnen, daß der Anfang sich ziemlich einer ...."

„Einer Erklärung näherte," unterbrach ich sie.

„Ja, allerdings," sagte sie treuherzig, „aber er ist so gutmüthig, man kann es ihm nicht übel nehmen. Er ist außerdem in einem solchen Grade zerstreut, daß es nur einer Frage oder einer Bemerkung bedarf, um seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben, um ihn dahin zu bringen, daß er sofort den Faden verliert und von etwas ganz Anderm spricht. Es ist in der That schon das dritte Mal im Verlaufe der letzten sechs Tage, daß er mit einer Erklärung, wie Sie es nennen, begonnen und mit einer Vorlesung geendet hat."

— — Am' folgenden Morgen bei Sonnenaufgang ritt ich allein nach Catania zurück. Ich hatte am Abende vorher herzlichen Abschied von meinen österreichischen Freunden, von dem jovialen Leinwandhändler und seiner Tochter und von dem Engländer Sir Williams genommen. Dieser Letztere war ungewöhnlich bewegt, und es lag klar am Tage, daß er mit sich selbst kämpfte und sich nicht entscheiden konnte, ob er mit mir oder mit dem Dampfschiffe gehen sollte. Endlich siegte dies Letztere, was mir gar nicht unerwartet kam, denn er war den ganzen Tag in

einer eigenthümlichen unruhigen Stimmung gewesen, aus welcher ich schloß, daß Amor triumphans wiederum sein Wesen treibe und daß die junge Schlesierin noch einen Anbeter erhalten habe. Mein Interesse für Beide war lebhaft erweckt, und meine Phantasie beschäftigte sich immerfort mit dem Gedanken, wie es ihnen wohl ergehen würde. Es war vergeblich, daß ich diese Grillen zu verscheuchen suchte; vergebens hielt ich mir selbst das Lächerliche darin vor, daß ich mich um die Zukunft zweier Menschen kümmere, die ich wahrscheinlich nie mehr erblicken würde; vergebens spähte ich nach neuem Stoffe in den Gegenständen, welche mich umgaben; — die langweiligen, kahlen und monotonen Ebenen, die sich meilenweit zwischen Syracusa und Catania ausdehnen, nur durch halsbrechende Vertiefungen und strömende Bäche unterbrochen, welche man durchwaten muß, eigneten sich nur wenig dazu, den Gedanken eine andere Richtung zu geben, und als ich gegen Abend wieder in Catania ankam, war ich noch in dieselben Träumereien vertieft. Eine Begebenheit, die ebenso einfach wie rührend war, und gerade dadurch einen tiefern Eindruck auf mich machte, drängte allmälig diese Bilder in den Hintergrund. Ich hoffe, bei einer andern Gelegenheit, auf diese Begebenheit zurückzukommen, hier genüge es, daß ich mit schwerem Herzen Catania verließ, und daß die Jahre es nicht vermocht haben, den wehmüthigen Glanz erbleichen zu machen, in welchem diese sonst so freundliche Stadt ihren Platz in meiner Erinnerung behauptete.

Allein war mein Herz schwer, so war mein Geldbeutel um so leichter geworden. Mein Creditiv und ein großer Theil meines Gepäcks hatte ich in Erwägung der Räuber in Neapel zurückgelassen; es war deshalb die höchste Zeit, an die Abreise zu denken. Indeß hatte ich doch nicht das Herz, mit der Diligence, die schnellste und billigste Beförderung, nach Messina zu fahren; ich zog die langsamere und theurere, freilich auch bei weitem interessantere, vor, und reiste zu Esel und mit einem Führer.

In langsamen Tagereisen ging es nun vorwärts längs des Jonischen Meeres und in einer Gegend, über welche die Natur gleichsam in einer Laune von verschwenderischem Aufwand Alles, was sie vom Ueppigsten, vom Schönsten und Herrlichsten besitzt, ausgeschüttet hatte. — Ich wußte, daß dies die letzten Tage seien, die ich noch auf Sicilien verbringen würde, und daß ich wahrscheinlich nie wieder dieses Paradies betreten sollte. Es wird also natürlich erscheinen, daß ich die Reise nicht übereilte. Ich verweilte an den durch die Dichter des Alterthums verewigten Felsen der Cyclopen, dieser Masse barocker, malerischer Felsenblöcke, in das blaue Meer geworfen, vom Sonnenlichte bestrahlt und von den Seevögeln umflattert. Hier war die Grotte Polyphems, wo die Begleiter des Odysseus ihr Leben lassen mußten, er selbst sich nur durch seine Schlauheit rettete; hier schleuderte Polyphem die Felsenblöcke seinen Schiffen nach, ohne sie zu treffen; hier tödtete derselbe Polyphem den Acis, auf welchen er nach den Berichten Theokrit's eifersüchtig war, und hier fand Aeneas jenen Achemenides, dessen Gefährten ihn verlassen hatten. — Ueber Aci Reale ging es durch Lavafelder nach Giarre hinan, welches auf dem Abhange des Aetna in einer Vegetation liegt, welche nur ein Vulcan hervorzubringen vermag. Die ganze Bergwand über dem Giarre ist mit Olivenwäldern und Weingärten bedeckt, oder, wie es in der phantasiereichen Sprache der dortigen Bewohner heißt, von ihr herab fließen ihnen zwei ewige Ströme des Oels und des Weines zu.

Was mich jedoch am längsten fesselte, war Taormina, nicht allein seines gigantischen Amphitheaters wegen, welches in den Granit einer himmelanstrebenden Felsenhöhe ausgehauen ist, sondern wegen der von diesem Theater aus sich darbietenden Aussicht sonder Gleichen. Welch vollendetes Schönheitsgefühl der alten Römer, die Scene, von wo der Klang der Tibia und der volltönenden Verse auf das Volk wirken sollte, in solche Umge-

bungen hinzulegen! Wendet man den Blick gen Norden, so schwebt er über die Wasserstraße hinaus, welche Sicilien von Calabrien trennt, und verliert sich in das Tyrrhenische Meer, oder tief in die waldbedeckten Berge Calabriens; südwärts umfaßt er die lächelnden Ebenen bei Leontium, die sich bis an das Meer erstrecken; ostwärts dehnt sich das Jonische Meer bis an die Küsten Griechenlands aus, und gen Westen steigt der Aetna in seinem strahlenden Schneeglanz empor. Fügt man nun noch hier das flammende Sonnenlicht und die wunderbare Farbenpracht des Süden hinzu, so hat man ein Bild, welches keine Feder, kein Pinsel jemals wiederzugeben vermögen, wenn sie es auch oft versucht haben.

Von der Stadt selbst, jetzt blos ein Schatten des Tauromenium der Alten, welches an Größe und Macht mit Syrakus wetteiferte, riß ich mich nur mühsam los. Es lag klar vor Augen, daß sie nicht verglichen sein wollte mit jenen Emporkömmlingen kleiner Städte, die sich um sie herum erhoben haben. Zwar hatte sie nicht im Verlauf der Zeiten ihre alte Herrlichkeit und ihren alten Glanz aufrechterhalten können, allein sie hatte es verstanden, die Tradition zu bewahren. Die Straßen zeigten noch ihre antike Pflasterung, hier und da befanden sich noch in den Wänden der Häuser eingefugte Marmortafeln mit alten Inschriften, man erblickte noch Bruchstücke von Architraven, Capitälern und Cornichen von unvergänglicher Schönheit; man zeigte mir sogar einen Stall, in welchem ein vollständig erhaltener Mosaikfußboden war. Es geht den alten Städten, wie es den alten adeligen Geschlechtern ergeht: wenn auch die Zeiten an den Herrlichkeiten geleckt haben, so bleibt doch die Race unverkennbar.

Dagegen war ich bald fertig mit Messina, mit seiner regelmäßigen Schönheit, seinen breiten schnurgeraden Straßen und seinen symmetrischen neuerbauten Palästen; Messina ist vielleicht die schönste Stadt in Europa; allein es ergeht ihr, wie es den

regelmäßigen Schönheiten im Allgemeinen ergeht: das Sympathetische fehlt. Auch die Einwohner kamen mir langweilig, ich möchte gar sagen: „neu erbaut“ vor; es fehlte ihnen all das Charakteristische, welches den Sicilianern ein so eigenthümliches Gepräge verleiht; ja es schien selbst, als wenn sie nicht einmal das Gefühl des Hasses besäßen, dieses gährenden, glimmenden, leicht auflodernden Hasses gegen ihre Unterdrücker, welcher sonst jeden Sicilianer beseelt. Ich weiß nicht, ob der Grund hiervon in der unmittelbaren Nähe Neapels, oder in den schweren Prüfungen zu suchen ist, welche diese ehedem so blühende Stadt heimgesucht, bald die Häuser zertrümmert, bald die Bevölkerung fast aufgerieben haben, oder vielleicht eher in der drohenden Citadelle, welche den ganzen Hafen und die Stadt bestreicht und nicht gegen Feinde von außen, sondern gegen die Stadt selbst angelegt zu sein scheint. Als Karl II. von Bourbon aufs Neue diese Citadelle befestigt hatte, ließ er seine Statue auf dem Marktplatze Messina's, der Kathedrale gegenüber, aufstellen. Das Pferd, auf welchem er sitzt, ruht nur auf den Hinterbeinen, und unter dessen gebogenen Vorderbeinen hatte er eine Figur, Messina vorstellend, anbringen lassen, damit er in solcher Weise immer der Stadt ins Gedächtniß riefe, er habe die Gewalt, sie mit einem Schlage zu vernichten. Erst nach vielen wiederholten Gesuchen wurde die Figur, dieses Sinnbild der Demüthigung Siciliens, entfernt; allein die Statue selbst steht noch immer dort, in derselben drohenden, zermalmenden Stellung — und die Citadelle steht auch noch.

Ich weiß selbst nicht, wie es kam, allein der Anblick dieser Stadt, dieses Volkes und dieser Natur wirkte unbeschreiblich drückend auf mich ein, und mir wurde erst leichter ums Herz, als ich eines Tages, nachdem ich mich lange am Hafen umhergetrieben hatte, plötzlich den schnellen Entschluß faßte, in ein Bureau zu treten und mir einen Platz nach Neapel zu kaufen. Ich war nicht wenig erfreut, als ich erfuhr, ich könne schon am folgenden

Morgen abgehen; allein [redacted]ude steigerte sich noch mehr, als der Expedient in seinem [redacted]lichen Geschäftston mir eröffnete, daß das Schiff auch bei Stromboli anlegen würde, und daß das Billet deshalb einige Piaster mehr koste. Ich dankte meinem guten Engel, welcher in solcher Weise einen meiner liebsten Wünsche erfüllte: einen Vulcan während seines Ausbruchs zu erblicken, etwas, worauf ich anderthalb Jahre vergeblich geharrt hatte; ich dankte auch dem Expedienten, der mich verwundert anstarrte und wahrscheinlich glaubte, ich sei von Sinnen, als er mich plötzlich einen Schrei der Ueberraschung ausstoßen hörte.

Ich hatte nämlich einen flüchtigen Blick auf das Dampfschiffbillet geworfen und sogleich gesehen, daß das Schiff, mit welchem ich abgehen sollte, der „Ercolano" sei! Ich traute kaum meinen eigenen Augen. „Wie," rief ich aus, „das ist der Ercolano? Derselbe Ercolano, welcher um ganz Sicilien mit Passagieren von Neapel gegangen ist?"

„Sicuro!" antwortete er gemessen.

„Und welches bei Malta angelegt hat?"

„Sicuro!" wiederholte er.

Ich hätte ihm um den Hals fallen mögen, wenn er sich nicht gleichsam erschrocken zurückgezogen hätte und nun schon damit beschäftigt war, seine Papiere durchzublättern.

Ich entsinne mich nicht, jemals früher meinen Koffer so freudig gepackt zu haben, als ich es am folgenden Morgen that, an welchem ich an Bord des Ercolano gehen sollte, und ich hatte auch kaum den Fuß auf die Schiffstreppe gesetzt, als ich es fühlte, daß ich mich unter alten Bekannten befand. Der Leinwandhändler drückte mich an seinen Tabaksbeutel, daß mir fast der Athem verging. Er erzählte mir sofort, daß die Leinwand auf Malta „verdammt schlechtes Zeug," was er sich ja schon gedacht habe, und daß er sehr darüber erfreut sei, daß der Glaube ihm in die Hände gekommen. Seine Tochter grüßte mich mit unverstellter

Freude, und der Engländer drückte meine beiden Hände mit einer Wärme, die ich bei ihm nicht vermuthet hatte.

Die Stimmung an Bord schien eine vortreffliche zu sein. Das längere Zusammenleben hatte eine gesellschaftliche Heiterkeit und ein fröhliches Familienleben unter den Passagieren entwickelt, ein angenehmer Gegensatz zu dem steifen und formellen Tone, welcher mich früher unangenehm berührt hatte. Einzelne Elemente waren ausgeschieden und von andern abgelöst worden. So z. B. bemerkte ich sofort einen jungen Engländer, ungewöhnlich hoch gewachsen, dessen Gestalt noch mehr durch seinen Anzug, eine kurze und abgeschnittene dunkelblaue Jacke mit kleinen erhabenen Knöpfen und hellgestreifte Beinkleider, welche ihm das Gepräge eines Marineaspiranten verliehen, hervorgehoben wurde. Man erzählte, er sei ein junger Officier der englischen Garnison auf Malta, welcher eine Kaufmannsfrau aus La Valetta entführt habe. Sie war ein feines, zartes, kleines Wesen mit recht angenehmen Gesichtszügen. Diese Beiden hatten nur Auge für einander und sie hing immer an seinem Arm; eine Stellung, die sie Beide geniren mußte; aber sie waren in dem Grade verliebt, daß sie es nicht empfanden. Wenn sie mit einander, und zwar immer in einem flisternden Tone, sprachen, beschrieb seine lange Person einen förmlichen Bogen, und wenn er sie manchmal umarmte, geschah es fast in einer knieenden Stellung. Ihre Liebkosungen, die zuweilen noch massiverer Natur waren, schienen übrigens dem tugendfrommen Theil der Gesellschaft nicht wenig Aergerniß zu geben.

Unter den neuen Gesichtern erblickte ich mit großem Vergnügen einen jungen französischen Genremaler wieder, dessen Bekanntschaft ich ungefähr ein Jahr früher in Rom gemacht hatte, als ich eines Tages im Verein mit Thorwaldsen die Malerakademie in Villa Medici besuchte. Er war ein sehr schöner Mann mit ausdrucksvollen Gesichtszügen, und es hieß damals unter den

Künstlern, daß er ein ungewöhnliches Talent besäße, daß er aber jeder Ermunterung entbehre und sich in Trübsinn verzehre, weil es ihm nicht gelingen wolle, sich geltend zu machen.

Doch Derjenige, welcher der eigentliche „Löwe" am Bord gewesen wäre, wenn man damals diesen Ausdruck gekannt hätte, war ein junger Mann, den ich früher nicht gesehen, von welchem ich dagegen um so mehr hatte reden hören. Es war Guiseppe Regaldi, ein junger Poet und Improvisator, welcher gerade damals ganz Sicilien mit seinem Ruhm erfüllte. Im vorhergehenden Winter war er in Paris gewesen und hatte dort reichlichen Lorber geerntet. Die Schönheit des jungen Sicilianers, sein liebenswürdiges Wesen, diese Göttergabe, in dem Augenblicke der Begeisterung unter dem mächtigen Eindrucke des Moments Gefühle und Gedanken im melodischen Falle der Verse aussprechen zu können, — in Frankreich etwas sehr Seltenes — dieses Alles hatte nicht die Wirkung auf ein Publicum verfehlt, welches immer etwas Neues und Pikantes verlangt; er wurde der Held der Salons, der Liebling der Damen, und selbst die Dichter spendeten ihm ihren Tribut. In einem Anfluge übertriebener Höflichkeit oder übertriebener Bescheidenheit schrieb Lamartine ihm folgende Verse:

Tes vers jaillissent, les miens coulent,
Dieu leur fit un lot différent;
Les miens dorment, et les tiens roulent,
Je suis le lac et toi le torrent.

Wenn man weiß, was eine Pariser Berühmtheit selbst in den größern Hauptstädten Europa's heißt, so wird man begreifen, was eine solche auf Sicilien zu sagen hat. Von jenem Augenblicke an war Regaldi der Abgott der Sicilianer, sein Portrait war in jedem Boudoir, in jedem Schaufenster der Läden zu fin-

den, und man nannte ihn bereits neben Gianni und Sestini, neben Vincenzo Monti und Rosa Taddei, diesen bevorzugten Geistern, welche das neuere Italien mit Stolz die seinen nennt.

Die geistige Freimaurerei, welche unter Poeten herrscht, mögen sie eine Sprache sprechen, welche sie wollen, brachte uns bald in nähere Berührung mit einander. Regaldi sprach schön und er sprach gern. Sein Auge war feurig und voll Ausdruck, und je nach dem wechselnden Eindrucke des Gespräches flammte es bald in Begeisterung, bald schmolz es in Wehmuth. Er sprach von seinem Vaterland mit einer Liebe und Bewunderung, einem Rachegefühl und einer Erbitterung, die mich unwiderstehlich hinrissen. Ich versuchte es einige Mal, auf diesen oder jenen Gegenstand tiefer mit ihm einzugehen, allein dem wich er augenscheinlich aus; dagegen ergriff er gern gleichsam im Fluge der Rede diese oder jene Wendung, diesen oder jenen Gedanken, von welchen es den Anschein hatte, als wenn er sich derselben durch die Phantasie bemächtigte, und mit welcher er alsdann mit einer Anmuth und Frische, wie der Schmetterling um die Blumen, spielte, daß es mir schien, er sei nicht allein einer der Auserkorenen der Musen, sondern vielmehr einer der Eingeweihtesten.

In Messina nahmen wir einen Lotsen an Bord, der uns durch die Charybdis führen sollte; allein das Meer war vollkommen ruhig und die Fahrt ohne alle Gefahr. Ich hatte deshalb auch nicht im entferntesten Gelegenheit, dieses fürchterlichen Ungeheuers ansichtig zu werden, welches nach den Erzählungen Homers drei Mal täglich das Seewasser verschlingt und es drei Mal täglich wieder von sich giebt; dagegen gewahrte ich, daß die junge schlesische Dame mit spähenden Blicken und mit sichtlicher Unruhe etwas suchte, was sie jedoch zu finden außer Stande war.

„Sie werden irgend etwas verloren haben, kann ich Ihnen vielleicht behilflich sein, es zu finden?“ frug ich.

Sie dankte mir verbindlich; allein mit einer Verlegenheit, die nicht zu verkennen war. „Das ist mir ganz unbegreiflich....“ stammelte sie; „es ist weiter nichts, als ein Papier.... ich weiß, ich habe es nirgends hingelegt.... sollte ich es wirklich herausgerissen haben?“ Sie begann eifrig in ihrer Reisetasche zu suchen.

„Ein Papier?“ wiederholte ich.

„Ja, und ich möchte um keinen Preis es verlieren.“

„Ah! Dann wird es wahrscheinlich eine Ode von Herrn Regaldi, oder ein Doctordisputat des Philologen sein.“

„Ach nein! Es ist eine Zeichnung .... ich weiß nicht, ob Sie einen jungen Künstler hier am Bord bemerkt haben, einen Franzosen ....“

„Monsieur Girard?“

„Ganz richtig. Kennen Sie ihn?“

„Ein wenig ... er ist ein ungewöhnlich schöner Mann!“

„Davon ist ja gar nicht die Rede,“ entgegnete sie gleichsam etwas ungeduldig. „Herr Girard zeichnet sehr schön und hat die Güte gehabt, mir eine kleine Skizze zu schenken .... und diese ist es, welche auf eine so unerklärliche Weise verschwunden zu sein scheint ....“

„Und Sie wollten dieselbe um keinen Preis verlieren?“ frug ich.

„Nicht der Zeichnung wegen, das versichere ich Sie!“ erwiderte sie etwas heftig.

„Auch nicht des Zeichners wegen?“ frug ich ein wenig boshaft.

„Nein, mit Ihnen ist auch gar nichts anzufangen,“ sagte sie mit einem Anflug von Verwirrung, welcher ihr ganz allerliebst stand. „Wohlan denn, da es doch den Anschein hat, als sei es Fügung des Schicksals, daß ich vor Ihnen kein Geheimniß haben darf, so werde ich wohl ebenso gut ganz aufrichtig beichten müssen. — Sie werden sich entsinnen,“ fuhr sie fort, indem sie

vorsichtig um sich blickte, als fürchtete sie, es könne Jemand sie belauschen, „Sie werden sich der kleinen Scene mit dem Engländer und dem Fernrohr entsinnen, es war das erste Mal, da Sie am Bord bei uns waren.“

„Ganz gewiß,“ antwortete ich; „und ich entsinne mich gleichfalls, daß der gute Sir Williams Sie bei derselben Gelegenheit mit zwei Augen betrachtete, die mich dahin führten, verschiedene Reflexionen anzustellen.“

„Das freut mich, denn ich werde alsdann mit mehr Freiheit weiter sprechen können. Das, was Sie bereits damals bemerkten, mußte mir natürlicherweise auch allmälig auffallen, um so mehr, weil alle Uebrigen es gleichfalls bemerkt hatten. Damit sei jedoch nicht gesagt, daß in dem Wesen des Engländers irgend etwas Aufdringliches zum Vorschein kam, im Gegentheil, er war in dieser Beziehung gerade der vollständigste Gegensatz zu meinem sehr geehrten Landsmann, dem Philologen, wie Sie ihn nennen ....“

„Und welcher natürlicherweise,“ unterbrach ich sie, „es nicht bei dem ersten Versuche hat bewenden lassen.“

„Nein, keineswegs! Allein er ist nicht weiter gekommen, der Zerstreutheit wegen,“ sagte sie lächelnd. „Doch bleiben wir bei dem Engländer! Ich mußte es durchaus bemerken, daß er gegen mich die Zuvorkommenheit und Aufmerksamkeit selbst war, um so mehr, als er sich wortkarg, kalt und gleichgiltig gegen alle Andere zeigte. Dieser stumme Cultus, wenn ich ihn so nennen darf, war mir nur insoweit unangenehm, als derselbe ihn zur Zielscheibe der Witze der ganzen Gesellschaft machte. Diese prallten indeß stets an seiner harten Haut ab; allein wenn er sich dann und wann dazu bequemte, eine Antwort zu geben, so geschah dies mit einer so schneidenden, trockenen Ironie, daß es Allen klar sein mußte, daß wenigstens nicht Mangel an Verstand ihn sonst zurückhielt.

„Wie erkenne ich ihn wieder aus dieser Beschreibung!“ rief ich aus.

„Gedulden Sie sich, Sie werden ihn noch besser kennen lernen,“ fuhr sie fort. — „Es sind gerade drei Tage her, daß wir auf der Rückreise von Malta bei Trapani ankerten. Wir mußten eine Eselpartie mehrere Meilen ins Land hinein unternehmen, um den berühmten Tempel bei Segeste zu beschauen. Es war schon spät am Vormittag, als wir an Ort und Stelle gelangten, die Sonnenstrahlen fielen senkrecht auf unsere Häupter, und ich war so ermattet, daß ich mich nur nach Ruhe sehnte. Sie kennen ja den Tempel, Sie wissen, daß derselbe . . . .“

„Auf einer Anhöhe liegt, welche nur von der einen Seite zugänglich ist, und diese Seite ist mit hohen Pflanzen überwachsen, die einen aromatischen Duft über die ganze Gegend ausströmen.“

„Ganz richtig. Diese Gewächse, durch welche wir waten mußten, machten die Ersteigung der Anhöhe noch schwieriger, die Sonnenhitze und der starke würzige Duft betäubte mich ganz, und ich war nahe daran, hinzusinken, als der gute Sir Williams, welcher immer zur Stelle war, wenn ich seiner bedurfte, mir seinen Beistand angedeihen ließ. Er spannte seinen Regenschirm auf und hielt ihn mit großer Mühe über mir, um mich gegen die Sonne zu schützen, und auf seinen Arm gelehnt, erreichte ich endlich den Gipfel der Anhöhe. Vielleicht war es eine Folge der Situation, daß er, sonst so zurückhaltend und schweigsam, plötzlich über seine Stellung und seine Lebensverhältnisse sich auszusprechen begann. Er sagte mir, daß er reich und unabhängig sei; er sprach von seinen großen Besitzthümern in Suffolk, von seinen Parken, seinen Waldungen und Seen. Ich that, als wenn ich gar keine Ahnung von seiner Absicht hätte; ich klagte nur über Durst, indem ich mich ermattet in dem Schlagschatten einer der mächtigen röthlich gelben Säulen des Tempels niederließ, welche, vom Sonnenlichte bestrahlt, zu dem herrlichen blauen Himmel einen impo-

nirenden Anblick gewährte. Er setzte sich neben mich und zog mit gewohntem Ernste eine große Papiertüte mit Apfelsinen hervor, denn Sie wissen, daß er mit Allem versehen ist. Ohne weitere Umschweife ging er darauf direct auf die Sache ein, sagte, daß er mich liebe, und daß er kein Opfer scheuen würde, um mich glücklich zu machen. Ich sollte, wenn ich mich dafür bestimmte, ihm zu folgen, durchaus nichts in der Welt vermissen, und wenn ich Verwandte, Freunde und Freundinnen oder Dienstboten hätte, die ich nicht entbehren könnte, sollte ich sie nur Alle mitnehmen, denn dort sei Platz genug für sie Alle. — Wenn Sie sich dabei einen leidenschaftlichen Liebhaber, flammenden Antlitzes, zitternder Stimme und thränenfeuchten Blickes denken, dann irren Sie sehr. Sein Wesen, seine Rede, seine Stimme blieben ganz unverändert; mit der größten Ruhe saß er da, schälte eine Apfelsine und sprach dabei; und in demselben Augenblicke, in welchem er mir sein Herz, seine Hand und sein Vermögen anbot, reichte er mir die geschälte Apfelsine."

Ich vermochte nicht, mein Lachen über das Komische in dieser Situation zurückzuhalten. „Und Sie?" frug ich.

„Ich nahm die Apfelsine; das war das Einzige, was ich annehmen konnte. Und das sagte ich ihm auch," fügte sie ernst hinzu, „und zwar in einer solchen Weise, daß es sein Gefühl wohl nicht beleidigt hat; ja ich bin sogar überzeugt, daß es mir so gelungen ist, denn er hat mir auch seitdem dieselbe Güte bewiesen, wie früher."

„Davon war ich überzeugt," sagte ich gleichfalls in ernstem Tone.

„Ich glaubte," fuhr sie fort, „daß jene Scene ohne Zeugen gewesen sei, und freute mich recht vom Herzen darüber. Leider täuschte ich mich. Herr Girard, mit dem ich Tags darauf sprach, war so artig, mir sein Skizzenbuch zu zeigen, und ich gewahrte nun, daß ich mich geirrt hatte. Er habe, so erzählte er mir, un-

fern Blicken verborgen, von einer der andern Säulen aus, eine Zeichnung der Gegend und der schönen Bergcontouren, welche dieselbe begrenzen, aufgenommen, und er sei somit Zeuge jener Scene geworden. Mit der Keckheit und überströmenden Laune eines Gavarni hatte er die Partie des Tempels, den Engländer mit der Apfelsine und meine Wenigkeit aufs Papier geworfen. Und zu meinem großen Schrecken muß ich gestehen, daß die Portraitähnlichkeit nicht zu verkennen war. Ich bat ihn inständig, mir das Blatt zu geben, und er war artig genug, es sofort aus seinem Buche zu lösen und es mir zu schenken. Dieses Blatt ist es, welches mir verloren gegangen ist, und wenn ich über einen solchen Unfall außer mir bin, so habe ich das Vertrauen zu Ihnen, daß Sie einsehen werden, es ist einzig und allein deshalb, weil es mir leid thun würde, daß, wenn das Blatt in unrechte Hände käme, ein Mann, dessen Charakter ich ehren muß, wieder ein Gegenstand des Spottes werden könnte."

Sie sprach diesen letzten Satz mit einer Wärme und einem Gefühl, welche nur meine Bewunderung für sie steigern konnten. Ich dankte ihr für ihr Vertrauen, und was die Zeichnung betraf, tröstete ich sie damit, daß Aeolus, der Gott der Winde, welcher gerade in diesem Fahrwasser herrschte, sie ohne Zweifel vom Schiffe geraubt und daß Scylla oder Charybdis sie wahrscheinlich schon in ihrem Strudel begraben habe.

Diese Annahme schien sie zu beruhigen, und ich sah sie scheinbar wieder erheitert unter die übrigen Passagiere treten, die sich an den Bord des Schiffes in einer langen Reihe aufgestellt hatten.

Wir fuhren gerade an den äolischen, oder, wie sie jetzt heißen, den liparischen Inseln, diesen wunderlich nackten und kahlen Felsenblöcken vorüber, die wie ungeheure Seethiere sich auf der Meeresoberfläche zu sonnen scheinen. Wir hatten schon Volcano passirt, welches nur von Galeerensclaven bewohnt ist, und das Dampfschiff schnitt gerade brausend durch die Wogen um Lipari,

die größte und ansehnlichste der Inseln, welche der ganzen Gruppe den Namen verliehen hat. Vor uns, fast in einer geraden Linie und mit unbedeutenden Zwischenräumen, lagen Panaria, Lisca Biancha, Basilazzo und nördlich Stromboli, — das Ziel meiner Sehnsucht. Es war noch nicht Mittag, als wir mit vor Erwartung klopfenden Herzen an der östlichen Seite dieses Vulcans, dessen Bekanntschaft wir jetzt machen sollten, die Anker warfen. Es war Windstille, der Himmel war wolkenfrei, und das Meer hatte dieselbe wunderlich glänzende, ölartige blaue Farbe, wie in der Grotte auf Capri. Von dieser Seite gesehen, war die Form des Felsens ein langer, oben gerundeter Kegel, auf einem etwas breiterem Sockel ruhend. Der Fuß des Felsens war ganz und gar mit Wein bewachsen; der Kegel dagegen schien ein einziger kohlschwarzer Lavablock zu sein und gewährte einen wilden, fast Furcht einflößenden Anblick. Im Uebrigen war nicht das Geringste vorhanden, was auf einen immer flammenden Vulcan hindeutete, denn der Krater befindet sich auf der entgegengesetzten Seite und ist nicht, wie es bei dem Aetna und dem Vesuv der Fall ist, auf dem Gipfel, sondern ungefähr an der Mitte der Bergwand.

Man war schon im Begriff, die Böte bereit zu machen, als wir plötzlich vom Lande aus den Ruf: alla larga! vernahmen und einen Militairofficianten erblickten, welcher mit den heftigsten Gesticulationen uns bedeutete, daß wir nicht ans Land gehen dürften. „Was soll das heißen?“ frugen wir den Capitain. Dieser rief ihm durch das Sprachrohr zu, an Bord zu kommen, und bald darauf sahen wir ihn auch in einem kleinen Nachen vom Lande abstoßen. Er war ein alter Militair, ein Barigel oder Polizeisergeant in abgetragener neapolitanischer Uniform mit einer ungewöhnlich pfiffigen Physiognomie. Er erzählte uns in dem höflichsten Tone von der Welt, die Hand an der Mütze, daß wir am besten thäten, sofort weiter zu fahren, denn der Commandant sei

vor einigen Stunden in einer Feluke nach Volcano gegangen und habe die strengste Ordre gegeben, Niemand in seiner Abwesenheit ans Land steigen zu lassen.

Das war uns Allen ein Donnerschlag.

„Ist denn hier kein Nächstcommandirender?“ frug der Capitain.

„Der bin ich!“ antwortete der Sergeant mit einem gewissen Grad von Selbstgefühl; „allein ich habe nicht im Geringsten etwas zu sagen, weder wenn er hier ist, noch wenn er nicht hier ist. Ich bin ein alter Soldat, habe unter il re Muratte gedient und parire meiner „Consigne.“

Ich trat auf den Sergeanten zu und drückte ihm einen halben Piaster in die Hand: „Giebt es denn wirklich keinen Ausweg?“ frug ich. „Giebt es gar Niemand hier, der etwas zu sagen hat?“

Sein Antlitz klärte sich ganz ungemein auf. „Versteht sich,“ sagte er, „der Commandant hat eine junge Frau.“

„Und sie führt das Commando, wenn er nicht hier ist?“

„Sowohl wenn er hier ist, als wenn er nicht hier ist,“ erwiderte der Sergeant humoristisch.

„Bravissimo, meine Herren, uns ist geholfen!“ rief ich. „Der Commandant hat eine Frau, die daran gewöhnt ist, das Commando zu führen. Es gilt demnach nur, daß wir uns über Denjenigen einigen, dem wir die höchst wichtige Mission anvertrauen, mit diesem braven Militair ans Land zu gehen, um mit der Commandantin zu parlamentiren.“

„Ich stimme für den Aeltesten und Ehrwürdigsten,“ sagte der Leinwandhändler und klopfte auf den Tabaksbeutel.

„Und ich stimme für den Jüngsten und Liebenswürdigsten,“ rief ich, indem mein Blick den jungen Franzosen suchte, und — zu meinem großen Erstaunen sah ich, daß die Blicke der jungen Schlesierin unwillkürlich dieselbe Richtung nahmen. Mein Vorschlag wurde allgemein applaudirt, allein wir Beide mußten wahr-

ſcheinlich doch in der Minorität ſein, denn der Ruf: „Regaldi, Regaldi!“ erſcholl von allen Seiten. Er verſicherte lächelnd, daß man unrecht thäte, einen ſolchen Auftrag in ſeine Hände zu legen, und daß man es gewiß nachher zu bereuen haben würde. Allein man verſicherte ihn wiederum, daß er l'enfant gâté ſei, daß keine Dame ihm etwas verweigern könne, und ſomit auch nicht die Frau Commandantin u. ſ. w. u. ſ. w. Man drang immer heftiger auf ihn ein, und es endigte natürlicherweiſe damit, daß er ſich für überſtimmt und ſomit willig erklärte, ſich dem Auftrage zu widmen.

Unter Gelächter und Scherzreden ſprang er zu dem Sergeanten in das Boot hinab, und unſere Wünſche bgleiteten ihn. Es verſtrich nun eine halbe Stunde in ängſtlicher Erwartung; endlich ſahen wir die zierliche Geſtalt des Signore Regaldi zwiſchen den Weinranken zum Vorſcheine kommen: er ſchwenkte mit dem Hute als Zeichen des glücklichen Erfolges ſeiner Sendung. Vom Dampfſchiffe aus wurde mit einem donnernden Hurrah! geantwortet, und wenige Minuten ſpäter ſtießen die mit Paſſagieren angefüllten Böte wohlgemuth vom Schiffe ab.

Ich war einer der Letzten, welche ans Land traten. Als ich die Wanderung, welche immer im Zickzack fortgeſetzt werden mußte, begann, bewegte ſich deshalb vor mir ſchon der ganze bunte Schwarm der Dampfſchiffspaſſagiere den Bergabhang hinan. Dies ſah buchſtäblich aus, als ſchlängele ſich ein vielfarbiges Band durch das grüne Weinlaub hindurch. Unter den erſten Wanderern unterſchied ich noch die junge Schleſierin und den Philologen, der ſich dazu gehalten hatte und ſeinen Nebenbuhlern zuvorgekommen war. Ohne Zweifel plagte er ſie, indem er wieder einen Anlauf nahm, denn ich bemerkte, daß ſie ſich einige Male umwandte, als wollte ſie ſehen, ob nicht irgend Jemand, der ſich ihrer erbarmen würde, in der Nähe ſei. Der Engländer und ich ſchloſſen die Truppe und hinter uns ſtürmte ein ganzer Schwarm

halbnackter Kinder einher, die uns neugierig betrachteten und nach unserer näheren Bekanntschaft großes Verlangen zu hegen schienen. Ein kleiner rothwangiger Knabe mit zwei lebhaften Augen war der Erste, der die Bahn brach. Ich hatte der Abendkühle wegen einen Ueberzieher mitgenommen, welcher über meinem Arme hing; er erbot sich, mir denselben abzunehmen. Ich überließ ihm den Rock mit Vergnügen; es war deutlich, daß er nicht wenig stolz auf dieses Vertrauensvotum war, und daß er von diesem Augenblicke an den Andern gegenüber eine wichtige Person geworden, welche sie beneideten. Er erzählte uns, er heiße Cecco, sein Vater heiße gleichfalls Cecco, er sei jedoch unten an der Küste, weil er auf Hummernfang ausgehen wolle; seine Mutter dagegen sei immer zu Hause, weil sie die Trauben auf dem Dache trocknen müsse, und ihre Vigne liege etwas höher auf dem Berge. Mir machte es Vergnügen, seinem Geplauder zuzuhören, denn der Engländer war womöglich noch schweigsamer und verschlossener als je, und es lag in seinen Blicken ein melancholischer, fast schmerzlicher Ausdruck, welchen ich sehr wohl verstand, wenn ich an die Geschichte bei Segeste dachte.

„Ecco!“ rief plötzlich der Knabe und deutete auf ein freundliches Häuschen, welches zwischen den Weinreben fast versteckt lag. — „Das ist unser Haus, das dort! Wollen Sie mit hineingehen und ein Glas Wein trinken? Wir haben den besten Wein auf der ganzen Insel. Sarà un festo per la mia madre! Es wird ein Festtag für meine Mutter sein.“

Die Luft zwischen den hohen Weinranken war außerordentlich drückend. Mir erschien die Aufforderung gar nicht übel, und ich blickte Sir Williams fragend an. Er nickte mir schweigend zu, und wir folgten nun dem muntern Knaben, der, begleitet von dem ganzen Kinderschwarm, voransprang, um unsere Ankunft zu melden.

Wir stiegen eine steinerne Treppe hinan durch einen offenen Astrico, welcher von Weinlaub beschattet war, und traten in ein helles, freundlich ausgeschmücktes Zimmer, welches ein Gepräge von Reinlichkeit und Wohlstand trug, das einen angenehmen Eindruck machte. Im Zimmer befanden sich außer Herrn Cecco, unserm kleinen Begleiter, zwei Frauen, deren Aeußeres sehr verschieden war. Die Eine war eine hohe, volle Gestalt, mit einem kräftigen, schönen Antlitz und von der Haltung einer Königin. In jeder Bewegung, in Allem, was sie that, war eine Majestät, welche im Widerspruch mit ihrem einfachen Anzuge und den dürftigen Umgebungen zu stehen schien. Die Andere war ein zartes, feines, kleines Geschöpf, auf dessen blasses, mageres Antlitz die Leiden ihren Stempel gedrückt hatten; sie war ganz jung, kaum zwanzig Jahre alt, im höchsten Grade ärmlich gekleidet, und trug ein kleines Kind auf dem Arme.

Als wir zur Thüre eintraten, war die Erstere damit beschäftigt, einen Korb zu packen. Sie ließ sogleich den Korb stehen, trat uns freundlich entgegen, dankte uns für die Ehre, die wir ihr erzeigten, und bat uns, Platz zu nehmen. Wenige Augenblicke darauf hatte sie ein weißes Tuch über den Tisch gebreitet, und uns eine strohumflochtene Flasche mit Wein und ein Körbchen mit vortrefflichen Feigen vorgesetzt. Sie goß selbst den Wein in die Gläser und forderte uns zum Trinken auf, und zwar mit einem Anstand, um welchen manche vornehme Dame sie hätte beneiden können. Darauf griff sie wieder zu ihrem Korbe, welchen sie mit Lebensmitteln und Früchten anfüllte.

„Das ist wahrscheinlich Proviant für Ihren Mann, wenn er sich zur See begiebt?“ sagte ich zu ihr.

„Ach nein,“ antwortete sie, „für meinen Mann habe ich schon gesorgt. Nein, dieser Korb ist für das arme Kind dort bestimmt. Es hat Niemand, der es versorgt,“ sagte sie, und deutete

auf die arme junge Frau. Diese reichte ihr die magere Hand und nickte ihr mit einem sonderbar beredten Ausdrucke zu.

„Ja, laß das gut sein, liebe Katarina? Ich weiß sehr wohl, was Du sagen willst," bemerkte sie und streichelte ihr die Wange. „Das arme Kind ist stumm!" fügte sie hinzu, indem sie uns anblickte.

„Was Sie sagen! Stumm!" rief ich erstaunt und näherte mich theilnehmend.

Die Stumme sah mich mit ihren großen ausdrucksvollen Augen an. Mir war es, als läse ich in diesen Augen eine ganze Leidensgeschichte; allein ich erstaunte, indem ich plötzlich die wunderschöne Form ihres Antlitzes bemerkte: es war das reinste griechische Profil, welches ich je erblickte.

„Ist sie immer stumm gewesen?" frug ich bewegt.

„Ach nein! Noch vor einem halben Jahre hatte sie eine Stimme wie Santa Cecilia, und man wähnte, direct ins Paradies hinein zu gehen, wenn sie nur zu singen begann. Ja, damals hätten Sie sie sehen sollen! Sie war das schönste Frauenzimmer auf der ganzen Insel, und Leute von hier, welche auf den großen Reisen nach Messina und Palermo gewesen waren, sagten, sie sei das schönste Frauenzimmer der ganzen Welt."

Ich bemerkte, daß bei dieser Erinnerung ein schmerzliches Lächeln in dem leidenden Antlitz der Stummen zuckte: es war gleichsam ein blasser Abendschein auf einer Ruine, aber eine Ruine, wie so viele andere in diesem Lande, deren unvergleichliche Schönheit nichts zu verwischen im Stande gewesen ist.

„Und so kam denn der Jacopo und hielt um sie an," fuhr unsere Wirthin, Donna Michele, fort. „Das war ein flinker Bursche, der viel mehr als wir andern Alle gelernt hatte; er war drüben bei den Mönchen auf Lipari gewesen, und sie hatten ihm Lesen und Schreiben gelehrt .... Ja, denn es ist ein Jammer, lieber Herr, wie wir hier aufwachsen! Hier gehen die lieben Kin-

der umher" — sie strich Cecco liebevoll über das Haar — „und schießen in der freien Natur Gottes, in Regen und Sonnenschein auf ganz wie der Weinstock. Nichts lernen sie, denn wir selbst haben ja nichts gelernt; ob sie mit der Zeit zu etwas werden und Frucht ansetzen, ja, Das liegt in Gottes Hand ..... Aber wir kamen von Jacopo ab. Ja, gelehrt war er, und ein tüchtiger Seemann war er auch, und dazu un bel pezzo d'uomo (ein hübsches Stück Bursche), und ein paar Augen hatte er wie Altarkerzen, und Beine wie die Tempelsäulen! Er hielt also um sie an und bekam ihr Jawort, das war das ganze Unglück!"

Als die Rede auf Jacopo kam, erröthete Katarina; das Kind, welches sie auf dem Arme trug, begann zu weinen; sie wiegte es auf dem Arme; da es aber nicht schweigen wollte, zog sie das große Tuch, welches sie über den Kopf trug, enger um den Hals zusammen, und legte das Kind an die Brust. Es fuhr jedoch fort zu schreien.

„Reich' mir den kleinen Schreihals her, Katarina! Ich werde ihn schon zum Schweigen bringen," sagte unsere Wirthin mit einem freundlichen Lächeln. Sie nahm der Mutter das Kind ab, und mit der Unschuld und Unbefangenheit, welche diese Naturmenschen charakterisiren, schob sie die weiße Wäsche zurück und legte das blasse Kind an eine üppige, schön geformte Brust. Das Kind schwieg augenblicklich, und die arme Mutter blickte es mit einem nicht zu beschreibenden Ausdruck an.

„Habe ich's nicht gesagt!" rief Donna Michele, „aber Du fürchtest immer, daß nicht genug für den Knirps dort übrig bleibt." Sie deutete nach dem Hintergrunde der Stube, und ich bemerkte nun, daß dort auf dem Bette ein kleines Kind ruhig schlafend mit gesunden, dunkelrothen Wangen lag. Der Anblick dieser ganzen Scene erfüllte mich fast mit Andacht. Auch der Engländer hatte sich erhoben und — dieses Mal täuschte ich mich nicht — es perlten Thränen in seinen Augen.

„Und Jacopo?“ frug ich.

„Ja, der arme Jacopo!“ antwortete Donna Michele seufzend. „Es war gerade ein halbes Jahr nach der Hochzeit. Das Kindchen hier war längst im Anzuge, und Alles ging vortrefflich. Dann hatten wir eine entsetzliche Nacht, die schrecklichste, die ich je erlebt habe. Das Meer wälzte sich tosend gegen den Felsen, der Sturm heulte um den Bergesgipfel, als wenn er den Fels erschüttern wollte. Draußen vor dem Hafen lag ein Schiff, von Messina angelangt. Es war eine englische Brigg, mit Seidenwaaren und Apfelsinen geladen. Es war fürchterlich zu sehen, wie das unglückliche Schiff von den Wellen umhergeworfen wurde! Es mußte scheitern. Keine Rettung war zu hoffen, das sagten sie Alle, aber nicht Einer der Unsern, die doch sonst das Herz auf dem rechten Flecke haben, besaß den Muth, sich hinauszuwagen. Wir standen Alle unten an der Küste, und wir vernahmen deutlich durch das Heulen des Sturmes den verzweifelten Nothschrei der unglücklichen Menschen. „Nein, es ist nicht zum Aushalten!“ rief endlich Einer. „Wenn Niemand mit mir hinausgeht, so gehe ich allein!“ Es war Jacopo. Er umschlang Katarina, drückte einen Kuß auf ihren Mund und legte sie in meine Arme. Darauf machte er sein Boot los, sprang hinein, und zwei flinke Burschen folgten ihm.“

„Wir warfen uns Beide auf die Knie und flehten zur Madonna; ich glaube, weder früher noch später in meinem ganzen Leben habe ich so inbrünstig gebetet. Eine Viertelstunde nach der andern verstrich, und jede schien eine Ewigkeit zu sein. Endlich kehrte er zurück: im Boote hatte er sechs Engländer — es war mit genauer Noth, daß das Boot sie trug. Er wollte sofort wieder hinaus, um die Uebrigen ans Land zu bringen. Wir baten ihn flehentlich, es nicht zu thun, denn man soll auch nicht die Vorsehung versuchen, allein er wollte nicht hören, er stieß wieder vom Lande ab. Das zweite Mal kam weiter nichts zurück,

als die Trümmer seines Bootes und sein entseelter Körper, welcher zu uns ans Ufer geworfen wurde. Ach, welche Trauer! Kein Einziger auf der ganzen Insel, Alt und Jung, der nicht um ihn weinte! Und das arme Kind dort, sie verlor die Sprache. Ja, das ist ein schweres Kreuz, wenn man noch so jung ist. Santissima Madonna! welches Schicksal! Nie von seinem Manne reden zu können, nie mit seinem Kinde zu plaudern! Allein sie trägt ihr Geschick wie ein Engel. È una santa donna (Sie ist eine Heilige)! die gute Katarina," fügte sie hinzu, indem sie einen Kuß auf ihre Lippen drückte.

„Und Ihr? Was seid denn Ihr?" frug ich bewegt.

„Ja nun," antwortete sie mit einer Einfachheit, die mich tief rührte. „Wir sind arme Leute, die einander beistehen müssen."

Katarina lehnte an ihrem Korbe, und die Thränen rollten ihr über die Wangen. Der Engländer vermochte nicht seine innere Bewegung zu verbergen. „Wir sehen uns später wieder!" sagte er zu mir, ergriff seinen Hut, reichte Donna Michele herzlich die Hand, und trat auf Katarina zu. „God bless you!" sagte er mit weicher Stimme, und ich hörte es im Korbe klingen. Er ging schnell zur Thür hinaus.

Katarina starrte ihm mit einem Gemisch von Schreck und Ueberraschung nach; im Korbe lag eine gewichtige Börse, durch welche das Gold schimmerte: Katarina sah uns fragend an.

„Hörst Du!" rief Michele jubelnd, indem sie die Börse schwenkte, daß die Goldstücke klingend auf den Tisch rollten. „Das ist Dein! Das Alles gehört Dir! Hörst Du, Katarina! Du bist jetzt reich, die Reichste auf der ganzen Insel. Du kannst wie eine Prinzessin leben und den Knaben hier —" und sie hob ihn hoch empor — „kannst Du auf Lipari, oder in Messina erziehen lassen, wenn Du willst, daß er ebenso gelehrt werde wie Jacopo."

Dieser letzte Gedanke schien gleichsam Katarina zu wecken. Sie lächelte plötzlich durch Thränen, ergriff heftig die Hand der Donna Michele, deutete erst auf das schlummernde Kind, welches auf dem Bette ruhte, alsdann auf ihr eigenes, und machte nun eine Bewegung mit der Hand, als deute sie über das Meer hinaus.

„Ja, ich verstehe Dich wohl, meine liebe Katarina," sagte Donna Michele, „Du meinst, die Beiden müßten zusammen gehen, der Deine und der Meine, und gemeinschaftlich etwas lernen."

Katarina nickte lebhaft.

„Ja, Gott segne Dich dafür, denn Geld ist zwar ganz gut, aber Kenntnisse sind noch besser," fügte sie hinzu und drückte Katarina an ihre Brust.

Ich war der Ansicht, daß ich sie jetzt allein lassen müßte, und sagte ihnen Beiden Lebewohl. Der Knabe machte Miene, mir zu folgen. „Wollen Sie mir wohl Ihren Cecco anvertrauen? ich steige den Berg etwas weiter hinauf," frug ich Donna Michele.

„Ja, das sollte ich meinen," antwortete sie lächelnd. „Ist er doch so lange in guter Gesellschaft, und das ist ihm etwas Neues." Sie wickelte schnell einige Feigen in ein Stück Papier und steckte ihm dieses und die Fogliette zu. „Sie werden dieses schon brauchen, wenn Sie erst oben auf dem Gipfel stehen!" fuhr sie freundlich fort, indem sie mir noch einmal die Hand reichte. Ich war bereits eine ziemliche Strecke bergaufwärts gestiegen, als ich mich umwandte, um einen letzten Abschiedsblick auf ihr gastliches Dach zu werfen. Sie stand noch in der Thüre zwischen den grünen Ranken, blickte uns nach und grüßte mit der Hand.

Ich war ganz mit diesen wechselnden Eindrücken beschäftigt und bemerkte kaum, daß von den Dampfschiffspassagieren einer nach dem andern mir entgegen kam. Sie hatten genug von dem ersten Versuch, den Kegel zu besteigen, und kehrten schon zurück. Der Pfad

schlängelte sich noch immer durch blühende Weingärten; endlich hörte die Vegetation auf, und wir standen nun vor dem Kegel, welcher als eine senkrechte Wand sich gen Himmel zu erheben schien.

Ich erstaunte nicht wenig, hier den deutschen Professor zu erblicken, gemächlich auf einem Lavablocke sitzend, vor sich auf dem Knie ein Papier, den Blick auf den Gipfel des Kegels richtend. Ich näherte mich ihm und frug, ob er nicht höher zu steigen gesonnen sei. Er versicherte mir, daß er nicht das Geringste von der Natur der Gemse oder des Steinbocks in sich verspüre, und daß er sich gern mit Dem begnüge, was er bereits gesehen habe. Dagegen theilte er mir mit vieler Suada mit, daß er eine nach seiner Ansicht für die Wissenschaft von nicht geringer Wichtigkeit seiende Entdeckung gemacht habe. Er lenkte meine Aufmerksamkeit darauf hin, daß der oberste Kamm des Berges von diesem Standpunkte aus unverkennbar in zwei Spitzen ausliefe, die eine etwas höher, als die andere. Dieses, meinte er, müsse in Folge einer späteren Eruption hervorgebracht sein, weil die Beschreibungen aus dem Alterthume darin übereinstimmten, daß der Kamm ein abgerundeter sei, was auch genügend durch seinen frühern Namen Strongylä, aus dem Griechischen στρογγυλος, angedeutet sei. Dieses sei keine leere Conjectur, versicherte er, und Strabo erzähle ausdrücklich, daß der Berg seinen Namen von seinem Aeußern herleite. „Ich theilte soeben Fräulein Schönemann diese Bemerkung mit," fügte er mit selbstgefälliger Miene hinzu, „und sie schien sich sehr dafür zu interessiren. Sie gab mir auch den vortrefflichen Rath, daß ich mich sofort hinsetzen und die Contouren des Berges von diesem Punkte aus aufnehmen solle, was ihrer Ansicht nach von großem Interesse sein könnte, wenn ich einmal meine Beobachtungen veröffentlichen würde."

Ich wünschte ihm natürlicherweise Glück zu seiner Entdeckung und lobte sie außerordentlich; allein ich vermochte doch nicht, als als ich ihn verließ, mich des Lächelns zu enthalten; mir fiel das

alte Sprichwort ein: Männerlist ist zwar behende, Weiberlist doch ohne Ende.

Ich begann mit der Leichtigkeit und Sicherheit eines Mannes zu steigen, welcher schon den Aetna erstiegen hat und sich somit einbildet, Stromboli sei eine Spazierfahrt. Ich bemerkte indeß bald, daß ich mich getäuscht, und daß die Schwierigkeiten weit größer waren, als ich mir vorgestellt hatte. Der Abhang des Kegels war fast senkrecht, und es bildeten sich hier so gut wie gar keine Absätze, sodaß ich mich immer genöthigt sah, vorwärts zu kriechen; mitunter, wenn ich glaubte festen Fuß auf irgend einem Lavastücke gefaßt zu haben, löste sich dasselbe und ich glitt mehrere Ellen abwärts; und da ich mich endlich nach den Anstrengungen einer ganzen Stunde umschaute, war die Strecke, welche ich zurückgelegt hatte, so unbedeutend, daß ich beinahe den Muth verloren hätte. Was mich sehr erheiterte, war die Behendigkeit, Dienstwilligkeit, und gute Laune meines kleinen Begleiters. Er war immer voraus und ebenso unerschöpflich in Späßen, wie unermüdlich darin, mir die paßlichsten Stellen auszusuchen. Als ich nach der Mühseligkeit einer Stunde mich wieder umschaute, war es mir, als sei ich nicht im Mindesten vorwärts gekommen, und wenn ich zum Gipfel hinaufblickte, erschien mir der Berg noch immer ebenso hoch wie vorher. Ohne Zweifel war es dieser Anblick, der mir die Lust zu fortgesetzten Anstrengungen einflößte, denn es liegt nun einmal in meiner Natur, daß ich, während ich im Glücke leider gar zu leicht mich zufrieden gebe, und in ein behagliches far niente einlulle, mich im Ungemach gerade in meinem Elemente befinde; dasselbe reizt mich zum Widerstande, und ich kenne alsdann nichts Lockenderes, keine angenehmere Befriedigung, als Schwierigkeiten zu bekämpfen und Hindernisse zu überwinden. Das ist mein Unglück, daß ich zu viel Glück gehabt habe.

Von nun an gab es also kein Parlamentiren mit meiner Gemächlichkeit oder mit meinen Kräften; ich wollte hinauf und ich

mußte hinauf, und nach einem fortgesetzten Kampfe von fünf bis sechs Stunden stand ich auch oben auf dem Gipfel, fast athemlos, schweißtriefend, mit zerrissenen Handschuhen und mit blutigen Händen.

Das Erste, was ich hier oben that, war, mir von Cecco die Flasche geben zu lassen und sie an den Mund zu setzen, und als ich sie zurückgab, war sie gänzlich geleert. — Ich befand mich auf einem schmalen Kamme von höchstens drei Ellen Breite der sich sanft nach der einen Seite hin abdachte, und mit brennend heißer Asche bedeckt war; diese Asche war so locker, daß der Fuß sich bei jedem Schritte bis weit über die Knöchel eindrückte.

Kaum waren wir ungefähr funfzig Schritte auf diesem Kamme immer in nördlicher Richtung gegangen, als wir plötzlich ein hohles Gedröhne, begleitet von einem fürchterlichen Knalle, vernahmen. Es war ungefähr, als wenn eine Mine gesprengt würde; einen Augenblick später waren wir in einen gelblichen, undurchsichtigen Schwefeldampf eingehüllt. Ich blieb plötzlich stehen bei dem Gedanken an die Abgründe, welche zu beiden Seiten drohten, wenn wir im Geringsten von unserer Richtung abwichen. „Lassen Sie das gut sein, ich kenne diese Kunststücke," sagte mein kleiner Cicerone, indem er meine Hand ergriff und mich schnell vorwärts führte.

Der Schwefeldampf verzog sich allmälig; der schmale Kamm, auf welchem wir dahinschritten, bog sich in westlicher Richtung; Cecco gebot Eile, und es ging vorwärts, so schnell, wie es in der tiefen Asche möglich war. Plötzlich wiederholte sich dasselbe Gedröhne, begleitet von einem ähnlichen Knalle, allein diesmal in einer etwas concentrirtern Weise, als wenn eine ganze Batterie auf einmal sich entlud. Der Berg erzitterte und schien sich unter unsern Füßen zu bewegen, und ein seltenes und majestätisches Schauspiel entfaltete sich vor unsern Augen. In einer Tiefe von

etwa fünfhundert Fuß unter unserm Standpunkte oder ungefähr dem dritten Theile der ganzen Bergeshöhe, stieg eine mächtige Feuersäule mit entsetzlichem Gekrache senkrecht empor. Sie führte eine Menge glühender Steine mit sich, welche in der blutrothen Flamme sich wie glänzend weiße Leuchtkugeln der Feuerwerker ausnahmen, und ein Strom von glühender Lava ergoß sich aus der Mündung des Kraters, welcher einen Umfang von ungefähr funfzig Fuß hatte. Eine Minute lang blieb die flammende Feuersäule ruhig und unverändert stehen und warf einen carmoisinrothen Schein nach allen Seiten, ganz von derselben Wirkung, wie die bengalische Flamme auf der Bühne; darauf bogen die Flammen sich niederwärts, wie die Zweige einer Palme, und das Ganze sank zusammen.

Der dicke Schwefeldampf hüllte uns aufs Neue ein; aber ein Windstoß zertheilte ihn, und eine andere Scene, nicht weniger erhaben, als die erste, lag vor mir ausgebreitet. Die Sonne war untergegangen und der ganze westliche Himmel zerfloß in Gold und Purpur, welche über das blaue Firmament ein immer feineres Roth ausstrahlten, durch das die Sterne schon hervorzuschimmern begannen; nach allen Seiten hin, soweit das Auge reichte, breitete sich das Tyrrhenische Meer aus, dessen ruhige Fläche in einem fast metallnen Glanze leuchtete; in dieses Meer hingeworfen, lag eine Gruppe schimmernder Inseln, welche im Abendglanze unwillkürlich den Gedanken auf die Wohnungen der Seligen hinlenkte. Alles athmete den tiefsten Frieden, und diese feierliche Stille wurde nur von dem Gedröhne des Berges unterbrochen, welches jede fünfte oder sechste Minute sich regelmäßig wiederholte und ebenso regelmäßig von einer Eruption begleitet war. Man denke sich das Zauberhafte in dieser Vereinigung von Aufruhr und Frieden, in diesem immer wechselnden Schauspiele, und durch die wunderbare Wirkung dieses Farbenspieles! Es war einer jener erhabenen Auftritte, bei welchen der Mensch ver-

stummt, bei welchem die irdischen Stimmen, die sich oft so vorlaut in seinem Innern regen, plötzlich schweigen und er in stiller Hingebung mit dem Ewigen verschmilzt! So erging es auch mir. Ich hatte das Dampfschiff, die Reisegesellschaft und die Zeit vergessen; allein ein Anblick riß mich aus meinen Träumereien heraus und rief mich in die Wirklichkeit zurück.

In der magisch rothen Beleuchtung, welche die Feuersäule nach allen Seiten warf, entdeckte ich plötzlich zwei Gestalten, welche in einer Entfernung von ungefähr hundert Fuß von dem Krater des Berges sich eng aneinander lehnten. Es war die junge Dame aus Schlesien und Herr Girard, der schwermüthige junge Maler, dessen Bekanntschaft ich in der Akademie zu Rom gemacht hatte. Sie lehnte ihr Haupt an seine Schulter, und Beide standen dort ineinander und in den ersten Rausch der ersten Liebe versunken; doch etwas so Heiliges und Unschuldiges darf kein fremdes Auge profaniren.

Ich schritt sinnend den Berg hinab. Wie ich hinunter kam, davon habe ich keine Idee, denn ich ließ mich mechanisch von meinem vortrefflichen kleinen Cecco führen; allein ungeachtet das Hinabsteigen unglaublich schnell von Statten ging, war es doch stockfinster, als wir die Küste erreichten. Ich belohnte meinen kleinen Führer reichlich, trug ihm viele Grüße an seine Mutter und Donna Katarina auf und ging an Bord des Dampfschiffes, welches bereits seine Laternen ausgehängt hatte.

Hier war Alles in Verwirrung. Als ich die Leiter hinan gestiegen war, stand der Schreiber oben mit Bleistift und Papier in der Hand, und frug nach meinem Namen. „Weshalb?“ frug ich kurz. „Der Capitain hat's befohlen,“ antwortete er ebenso kurz. Ich nannte meinen Namen und schritt weiter. Die Passagiere sahen mürrisch und verdrießlich aus; der Capitain schritt heftig das Verdeck auf und ab und fluchte über diese Wirthschaft, welche die Abfahrt des Schiffes um einige Stunden verzögert

hatte; der Tisch stand auf dem Verdecke vollständig servirt, und die blanken krystallenen Gläser funkelten im Laternenschein. Das Essen sei schon einige Stunden bereit, allein der Capitain hatte das Signal, zu Tische zu gehen, nicht eher geben wollen, als bis sämmtliche Passagiere an Bord wären: überall erblickte man die deutlichsten Spuren der Unzufriedenheit und Verstimmtheit, welche unausbleiblich sind, wenn man auf sein Mittagsessen warten muß.

„Haben Sie denn nicht meine Tochter gesehen?" frug der Leinwandhändler, der, wie es schien, hier der einzige Gemüthliche war.

„Ist sie denn noch nicht an Bord?" fand ich am klügsten zu entgegnen, um jede Auseinandersetzung zu vermeiden.

„Ach nein! Und das ist ärgerlich genug, denn wir sind Alle insgesammt hungrig, und der Capitain dort ist wüthend, er läuft umher wie ein Stier, der nach allen Menschen stößt. Uebrigens ist das Unglück nicht so gefährlich groß, denn das Mädel ist in guter Gesellschaft. Wissen Sie, wer mit ihr ist?"

„Wissen Sie es?" frug ich.

„Der Engländer, Freundchen, kein Anderer als Mr. Beefsteak! Ja er ist nicht so dumm, der Bursche, er weiß schon, was er thut! — Habe ich's mir doch gedacht," fügte er hinzu und rieb sich vergnügt die Hände.

In diesem Augenblicke erschien die lange Gestalt des Engländers an der Treppe der Cajüte. Der Leinwandhändler stand wie vom Blitz getroffen. „Was! Sir! sind Sie hier? Ich glaubte, Sie wären mit meiner Tochter ans Land gegangen."

Der Engländer schaute ihn mit seinem ruhigen Blicke an und keine Miene seines Antlitzes veränderte sich.

„Aber wenn Sie nicht mit meiner Tochter sind, Sir, wo in aller Welt sind Sie denn gewesen? Kein Mensch hat Sie seit mehrern Stunden gesehen."

Ich hätte ihm dieses Räthsel lösen können; der Engländer war natürlicherweise in seiner Kammer gewesen und hatte Luft in seine Matratzen geblasen.

„Aber wenn Sie nicht mit meiner Tochter sind," fuhr der Leinwandhändler erschrocken fort, „wer mag sie denn wohl begleitet haben? Das Mädel kann doch nicht allein gehen, alle Wetter! Das arme Kind! es kann ihm ja etwas passirt sein! Aber das hat man davon, wenn man diesen romantischen Launen der Frauenzimmer Gehör giebt! Ich Dummkopf! Weshalb blieb ich nicht zu Hause in Breslau in meinem Laden! . . . ."

In diesem Augenblicke trat der Schreiber an den Capitain heran und meldete, daß nun nur noch zwei von den Passagieren fehlten.

„Zwei? Ja, aber wer ist der Zweite?" frug der Leinwandhändler immer unruhiger. „Wer Teufel mag das sein? Haben wir doch die Liste durchgesehen, und das mehr denn einmal."

„Wo ist der Franzose, the painter?" frug der Engländer und schaute sich im Kreise um.

„Ja, der Franzose, der Franzose!" tönte es von allen Seiten.

Der Leinwandhändler machte ein entsetzlich langes Gesicht; diese Entdeckung behagte ihm augenscheinlich nicht, und er begab sich brummend und fluchend nach dem Achtertheil des Schiffes. Ich bemerkte, daß der Engländer ihm folgte, und kurz darauf erblickte ich Beide in ein Gespräch vertieft.

Auf die übrigen Passagiere hatte diese Entdeckung gleichfalls nicht ihre Wirkung verfehlt: es bildeten sich überall Gruppen und man vernahm schon dieses unangenehme Flüstern, welches bei solchen Gelegenheiten so bezeichnend ist.

„Da sind sie! Da sind sie!" erscholl es plötzlich. Es entstand ein allgemeines Wogen unter den Passagieren — sie waren es wirklich! Der Schreiber frug nach ihren Namen. „Aimé

François Girard, Mitglied der Malerakademie zu Paris," antwortete der junge Mann mit einer eigenthümlichen forcirten Keckheit. „Mathilde Schönemann," flüsterte die Dame.

Diese ganze Scene, diese Namen, die feierlich auf einander folgten und darauf einregistrirt wurden, alle diese Blicke, die sich mit unbarmherziger Neugier auf Beide richteten, schienen die Dame in die peinlichste Verlegenheit zu versetzen. Endlich trat ihr Vater herzu und befreite sie von der Tortur. Der Capitain gab in demselben Augenblicke Ordre, den Anker zu lichten; darauf bot er mit einer essigsauren Miene einer hagern alten Dame seinen Arm und führte sie zu Tische. Alle folgten seinem Beispiele.

Die Mahlzeit war unter mislichen Auspicien begonnen, und es schien, als wollte sie ihren unheimlichen Charakter behaupten. Die Maschine arbeitete wieder, das Schiff begann zu schwimmen, man war mit der Suppe zu Ende, allein es war, als ob alle Menschen das Sprechen verschworen hätten; Regaldi und ich machten einige Versuche, die Conversation in Gang zu bringen, allein sie misglückten gänzlich. Der Leinwandhändler hatte sich schon lange ein Glas Wein nach dem andern eingeschenkt, und es schien, als beginne diese Kur ihn in Stimmung zu versetzen. Seine Tochter war ungewöhnlich blaß und blickte sinnend auf ihren Teller.

Die Tischdame des Capitains war die Erste, welche das Schweigen brach. „Sie sehen wirklich ungewöhnlich angegriffen aus, mein Fräulein," wandte sie sich mit boshafter Betonung an die junge Dame. „Ich fürchte, diese nächtliche Promenade dürfte sehr unangenehme Folgen haben."

Diese herzlose Aeußerung brachte mein Blut in Wallung, und es schien auch, als riefe sie die Entrüstung der Uebrigen hervor.

Der Leinwandhändler leerte sein Glas. „Nun," sagte er trocken, „dann können wir Beide uns glücklich schätzen, gnädige Frau, denn wir haben wahrhaftig nichts zu fürchten."

„Wie meinen Sie?“ frug die Dame des Capitains und ihr Gesicht wurde gelb wie eine Citrone.

„Ich meine,“ antwortete der Leinwandhändler, „daß ich Ihnen recht dankbar sein muß, gnädige Frau, daß Sie mir eine erwünschte Gelegenheit geben, das Wort zu ergreifen.“ Er erhob sich. „Ich erlaube mir,“ sprach er mit Salbung, „ein Hoch auf den Maler Herrn Girard und meine Tochter auszubringen, indem ich mir jetzt die Ehre gebe, ihre Verlobung zu declariren.“

Wenn eine Bombe mitten auf dem Tische geplatzt wäre, sie hätte keine größere Wirkung hervorgebracht, als die Worte des Leinwandhändlers. Alle erhoben sich; es war, als wenn der Zauber plötzlich gelöst sei, und anstatt des frühern peinlichen Schweigens vernahm man jetzt nur Gelächter und Scherz, Gläserklang und Beglückwünschungen; das junge Mädchen war blaß wie eine Leiche und darauf glühendroth geworden; Herr Girard zitterte, und er goß den Wein über das Tischtuch aus. Ich warf heimlich einen Blick auf meinen Freund, den Engländer; allein er stieß mit seinem unbeweglichsten Antlitz mit Beiden an. Von dem Philologen rede ich gar nicht, denn er saß unten in der Cajüte und schrieb an seiner Abhandlung über die Form von Stromboli.

Plötzlich inmitten dieser Aufregung vernahm man ein nahes Donnern und darauf einen Knall, als wenn eine große Anzahl Artilleriestücke auf einmal das ausgebrachte Hoch salutirte. Ich erfuhr, daß es Uebereinkommen war, daß das Schiff um die ganze Insel fahren solle, und wir befanden uns jetzt gerade dem Krater gegenüber. Eine ungeheure Feuersäule schoß ziſchend empor, es war in der jetzt finstern Nacht ein noch majestätischerer Anblick, als vorher am Tage; es war ein Feuerwerk, wie es schwerlich bei irgend einer andern Verlobung abgebrannt worden ist.

Während der allgemeinen Bewegung, welche durch dieses Schauspiel unter der Gesellschaft entstand, zog Sir Williams ein Buch

hervor — es war Childe Harold — und aus dem Buche nahm er eine Zeichnung — es war die des jungen Malers! Er reichte sie ihm über den Tisch, indem er sagte: „Durch ein mistake habe ich diese Zeichnung in mein Buch bekommen. Es hätte dieses Beweises nicht bedurft, um mir zu sagen, daß Sie ein excellent artist sind; aber ich habe ein castle in Suffolk, welches sehr bedürftig ist, mit pictures geschmückt zu werden. I should be very glad, if ein so accomplished Künstler wollte undertake diese Arbeit — ich habe a few thousand guineas darauf zu verwenden."

Der junge Maler schien verwirrt und beschämt. „Sie demüthigen mich," sagte er, indem er die Zeichnung entzwei riß.

„Das wollte ich durchaus nicht," antwortete der Engländer mit ungewöhnlicher Freundlichkeit und reichte ihm die Hand über den Tisch.

Die junge Dame blickte ihn mit einem wehmüthigen Lächeln an. „Ich sehe, daß ich mich in Ihnen nicht geirrt habe, lieber Sir Williams," sagte sie, indem sie ihm gleichfalls die Hand reichte. „Es bedarf keiner Zeichnung, um mich Ihrer stets zu erinnern, und ich werde es nie bereuen, daß ich an jenem Morgen in Segeste Sie zu meinem einzigen Vertrauten machte."

Das Antlitz des Engländers blieb unverändert, allein seine Augen füllten sich mit Thränen.

„Ja, Du hast's überhaupt dem guten Sir zu verdanken, daß es so gekommen ist, denn wenn er mir nicht vorher einen Wink gegeben .... nun! reden wir lieber nicht davon," sagte der Leinwandhändler und kniff die Tochter in die Wange.

Das Schiff war dem Vulcan gegenüber liegen geblieben. Ein entsetzlicher Knall unterbrach diese Scene und das frühere majestätische Schauspiel wiederholte sich. Die Feuersäule warf ihren Wiederschein weit über das Meer hinaus und machte dieses mit einem phosphorischen Glanze leuchten; es war, als schössen flammende

Feuerfische durch die Wellen. Negaldi ergriff sein Glas, hob es begeistert empor in der Richtung des flammenden Felsens. Mit bewunderungswürdiger Leichtigkeit erfaßte er die Situation und in schönen, klangvollen Stanzen sprach er das Poetische ihres Inhalts aus. In hinreißenden Bildern schilderte er das Erhabene dieser Scene, allein er vergaß auch nicht Diejenigen, deren verschiedene Wege dieser Vulcan vereinigt hatte, der jetzt ihrer Zukunft gleichsam prophetisch eine mächtige Brautfackel anzündet; ihre Treue sei unerschütterlich wie der Fels, und der Himmel selbst, so schloß er, müsse einen Bund segnen, welchem die Natur ihren Beifall zudonnere.

Stürmischer Applaus belohnte den Improvisator, und mit einem jubelnden Hurrah auf den jungen Künstler und seine Braut setzten wir die Reise fort.

II. Syracusa.

Sicilien ist mit Recht, wie Goethe es so bezeichnend nennt: das Ausrufungszeichen Italiens. Alles, was das übrige Italien Herrliches und Schönes besitzt, findet man auf diesem Eilande potenzirt: der Himmel ist blauer, die Luft reiner, die Erde fruchtbarer. Das Getreide wächst dort, fast ohne angebaut zu werden; Mandeln, Oliven und Pomeranzen gedeihen im Ueberflusse; der Honig aus den hybläischen Gebirgen ist ebenso berühmt, wie der Wein aus Marsalla und Syracusa; in Catania wird der Seidenbau betrieben; die Küsten von Trapani und Messina sind reich an Korallen; große Schwefelminen ziehen sich durch die ganze Insel; die köstlichsten Steinarten, als: Jaspis, Porphyr, Agath und Alabaster, werden aus den Bergen gewonnen, und hoch über alle diese Herrlichkeiten erhebt sich der Aetna, majestätisch, ein ungeheurer Altar, der seinen Opferrauch gen Himmel sendet; und doch ist Sicilien weit entfernt, einen überwältigenden oder wohlthuenden Eindruck auf den Beschauer zu machen, im Gegentheil, man wird fast überall von Wehmuth und Mitleid ergriffen, denn schwerlich giebt es irgend ein Land, welches der Despotismus augenscheinlicher mit seiner eisernen Hand gezeichnet hat. Weite Länderstrecken liegen hier gänzlich unbebaut; die großen volkreichen Städte im Innern des Landes scheinen öde und unbewohnt zu sein; überall Aussaugung und Unterdrückung.

überall Haß, Furcht und gegenseitiges Mistrauen, selbst die herrlichen Ruinen großartiger Denkmäler des Alterthums, welche über die ganze Insel verbreitet sind, mahnen inmitten der Armuth und Demüthigung an verschwundene Größe und Glanz und üben einen unheimlichen, traurigen Eindruck.

Nirgends aber empfindet man dieses in höherem Grade, als in Syracusa. Von dieser ehedem so mächtigen Stadt, welche nach den Berichten des Thucydides einen Umkreis von hundertachtundsiebzig Stadien oder ungefähr vierzig Miglien besaß, und deren Mauern eine Bevölkerung von zwei Millionen umschlossen, ließ die Zeit nur noch einen kleinen Rest übrig; und selbst dieser Rest droht ganz zu verschwinden, denn in der neuesten Zeit hat Syracusa den Zorn der neapolitanischen Regierung auf sich gezogen. Als die Cholera im Juni 1837 auf Sicilien ausbrach, forderte sie unzählige Opfer: in Palermo kamen nicht weniger als 40,000 Menschen, in Catania 15,000 um, und Syracusa verlor ungefähr den fünften Theil seiner Bevölkerung. Unter dem mistrauischen und fanatischen Volke verbreitete sich plötzlich wie ein Lauffeuer die Ansicht, es sei die neapolitanische Regierung, welche die Wasserbrunnen der ganzen Insel habe vergiften lassen. Die blindeste Wuth trat an die Stelle der Verzweiflung, und das unglückliche Syracusa gab das Signal zum Aufstande. Es wurden gedruckte Proclamationen tausendweise von Syracusa aus in den übrigen Städten verbreitet; es wurde diesen darin bedeutet, es sei nicht die asiatische Cholera, welche das Land verheere, sondern die bourbonische, und Jeder und Alle seien aufgefordert, unaufhaltsam zu den Waffen zu greifen und sich zur gemeinschaftlichen Rettung zu verbünden. Die Revolution brach fast gleichzeitig in Palermo, Catania und in mehreren der größern Städte aus; überall erheischte sie blutige Opfer, nirgends jedoch in einer solchen Menge, wie gerade in Syracusa. In wahnsinniger Wuth zerriß oder kreuzigte der Pöbel sämmtliche neapolitanische Beamte.

zweiunddreißig an der Zahl, und zwang die neapolitanische Besatzung, sich in die Festung einzuschließen und von Neapel aus Entsatz zu begehren. Man schickte achtzehntausend Mann dahin ab; die Ruhe wurde wieder hergestellt, aber sehr Viele wurden hingerichtet oder zu den Galeeren verurtheilt, und um die Stadt zu bestrafen, nahm man ihr die wenigen Privilegien und Gerechtsame, welche sie noch besaß; Intendantur und Tribunale siedelte man nach Noto über. Dies ist das neueste Blatt in der Geschichte Syracusa's, und ohne Zweifel ist es eines der letzten.

Das gegenwärtige Syracusa ist auf die kleine Halbinsel Ortygia beschränkt, welche sich in das Jonische Meer hinausstreckt, und wird an beiden Seiten von dem sogenannten großen und kleinen Hafen, welche noch vom Alterthume her berühmt sind, begrenzt. Sieben Zugbrücken führen nach Ortygia hinüber und auf der äußersten Spitze der Halbinsel erhebt sich ein Castell. Dieser Punkt, erzählt Plutarch, war im Alterthume durch große eiserne Ketten, welche man über das Meer zog, mit dem gegenüberliegenden Plemyrion verbunden, und in solcher Weise verschloß man den großen Hafen, welcher eine förmliche Bucht bildet. Man muß diesen Hafen gesehen haben, um sich die Thatsache erklären zu können, daß hier, im Hafen selbst, in den Kriegen der Syracusaner und Carthaginienser mit hundertfunfzig großen Schiffen eine Seeschlacht geliefert werden konnte. Jetzt verirrt sich nur selten eine vereinzelte Barke oder Feluke in dieses Fahrwasser, denn der Handel ist so gut wie ausgestorben, und das sogar den italienischen kleinern Städten so eigenthümliche fröhliche Leben verschwindet hier spurlos. Die Stadt mit ihren weißen, sonnebestrahlten Häusern, die sich nach allen Seiten hin in dem herrlichen blauen Meere spiegeln, erscheint von den Anhöhen aus als ein strahlendes Fata-Morgana-Schloß, als eine luftige Feenwelt aus den Wellen emporgetaucht; wenn man aber in die Straßen tritt, verschwindet alsbald die Illusion: die Häuser sind klein und ärm-

lich, die Straßen eng, krumm und schmuzig. Vergeblich späht man nach den prächtigen Gärten, reichen Palästen und Mausoleen des Dionys, nach dem Heiligthume der Diana und nach dem berühmten Minervatempel mit seinem himmelstürmenden Thurme, dessen goldenes Schild weit über das Meer hinausstrahlte — alle diese Herrlichkeiten sind verwischt und verschwunden, und nur die von den Dichtern besungene heilige Quelle der Arethusa ist noch vorhanden, allein in ihren klaren Wellen, in welchen die Nymphen Diana's ihre götterschönen Glieder badeten, kann man jetzt tagtäglich ein halbes Hundert hochaufgeschürzter Wäscherinnen ihre Wäsche spülen sehen.

Und doch fehlt es nicht an Ciceronen, welche den Reisenden sowohl zu dem Heiligthume Diana's, wie zu dem Tempel Minerva's führen! Ich kehrte eines Mittags von einer meiner Excursionen zurück und spähte gerade in der Straße Resaliba nach einem Sorbetladen, um mich mit einem Glase Syracuser zu erfrischen, als plötzlich eine schöne Stimme mir den gewöhnlichen Gruß: „Signore, bacio le mani" (ich küsse die Hand), anstatt des Guten Tag oder Lebewohl zurief. Ich wendete mich um und erblickte ein schönes, kaum erwachsenes Mädchen, welches in einer Hausthüre stand und an einer Spindel spann. „Sie schauen sich nach dem Dianatempel um, kann ich mir denken," sagte sie fröhlich und lächelnd. „Wenn Sie es erlauben, werde ich Sie hinführen." — „Den Dianatempel!" wiederholte ich verwundert. „Es giebt ja keinen Dianatempel." — „Was? keinen Dianatempel!" rief sie lebhaft; „der Tempel ist das Schönste, was die ganze Stadt aufzuweisen hat. Ich werde Ihnen sogleich den Tempel zeigen." — Sie legte die Spindel zur Thüre hinein, war mit zwei Sprüngen über die Straße und winkte mir nun mit ihren sprechenden schwarzen Augen in ein unansehnliches Privathaus. Ich besann mich zwar einen Augenblick, allein das Mädchen sah so sittsam aus, daß ich mich meines Verdachtes schämte und ihm folgte. Wir

schritten durch einen langen Corridor auf eine Treppe von so unheimlichem Aussehen zu, daß ich unwillkürlich stehen blieb und halb ängstlich wegen meines Abenteuers wurde. „Reichen Sie mir Ihre Hand und gehen Sie immer schnell zu!“ rief meine Begleiterin, und zwar mit einer so freundlichen Betonung, daß ich gehorchte, mich aber doch zu gleicher Zeit vergewisserte, daß ich nicht unbewaffnet sei. Endlich blieben wir vor einer kleinen Thüre stehen; sie klopfte an und öffnete sie ohne weiteres. Wir betraten ein gemüthliches kleines Zimmer, in welchem ein ältlicher Mann mit gutmüthigen Gesichtszügen an seinem Schreibtische arbeitend saß. Er zog das Käppchen vom Kopfe, und indem er mich freundlich begrüßte, sagte er zu meiner Begleiterin: „Ah, Gelsomina, Du bringst mir Besuch!“

In meiner Verlegenheit stammelte ich einige Entschuldigungen hervor. „Es ist nicht meine Absicht, Sie zu stören,“ sagte ich, „aber ich muß das junge Mädchen dort ganz misverstanden haben. Sie erbot sich, mir eine der Merkwürdigkeiten der Stadt zu zeigen, und führte mich in Ihr Arbeitszimmer.“ — „Und daran thut sie vollkommen recht,“ sagte der Alte lächelnd. „Beruhigen Sie sich, denn was Sie suchen, ist gerade hier in diesem kleinen Zimmer zu finden.“ — „Ich wußte es wohl, daß Don Ciccio es mir nicht übel nimmt, wenn ich ihn so oft störe,“ sagte Gelsomina mit ihrem einschmeichelnden Wesen und küßte dem Alten die Hand. — „Durchaus nicht,“ antwortete er lächelnd und zog einen großen Schlüsselbund aus einem Kasten hervor. „Du bist ein gutes Kind, Du bist immer willkommen — und doppelt willkommen, wenn Du mir so gern gesehene Gäste bringst,“ fügte er mit echt italienischer Artigkeit hinzu, indem er mir freundlich die Hand reichte.

Er trat auf einen ungewöhnlich großen, blau angestrichenen Schrank zu, welcher sich an der linken Wand des Zimmers befand, und schlug beide Thüren weit auf, sodaß zwei große dorische

Capitäler dicht neben einander zum Vorschein kamen. „Hier erblicken Sie, sagte er, „den letzten Rest des berühmten Dianatempels. Die Säulen sind in dieses Haus eingemauert, und die Capitäler endigen gerade in diesem Zimmer. Um sie gegen Ueberlast zu schützen, habe ich sie mit diesem Holzwerk umgeben. Ist es doch kein Wunder, daß ich diese alten Denkmäler lieb habe, sie verleihen ja meinem Hause etwas Ehrwürdiges, und verschaffen mir manchen interessanten und ehrenden Besuch, den ich sonst hätte entbehren müssen." Als ich mich von meiner Verwunderung, die Ueberreste des Dianatempels in einem blauanstrichenen hölzernen Wandschranke zu erblicken, erholt hatte, nahm ich die freundliche Einladung meines Wirthes, ein wenig auszuruhen, an, und unser Gespräch drehte sich natürlicherweise bald um die glänzende Vorzeit Syracusa's und um seinen gegenwärtigen Verfall. „Ja, ja," sagte der Alte mit flisternder Stimme, als fürchtete er, es könne Jemand in der Nähe sein, der ihn verriethe, „wir empfinden alle insgesammt den Druck und müssen uns unter das Kreuz beugen. Und wenn es das arme Kind dort ist —" er deutete auf Gelsomina — „so hat sie ihren Antheil zu tragen. Sie muß jetzt spinnen und stricken, um sich selbst und ihrer armen Mutter das tägliche Brot zu verdienen, denn Diejenigen sind geschieden, die für sie arbeiten sollten. Ihr ältester Bruder starb in der Cholerazeit, und zwei andere wurden gleich nach der Revolution hingerichtet ...." — „Und der jüngste Bruder sitzt noch im Gefängnisse," unterbrach Gelsomina ihn heftig, indem sie einen charakteristischen Gestus mit den Fingern vor dem Gesichte machte, daß diese gleichsam ein Gitter bildeten. „Che giustizia! Non si può credere! (Was ist das für eine Gerechtigkeit! Man sollte es kaum glauben!)" rief sie heftig und stampfte mit dem Fuße.

Unter vielen Danksagungen nahm ich endlich Abschied von Don Ciccio, und als ich aus dem Hause schritt, drückte ich Gelsomina

all das Kleingeld, welches ich bei mir hatte, in die Hand. Ihr muß dieſes ohne Zweifel als ein großer Schatz vorgekommen ſein, denn ſie empfahl mich mit Thränen in den Augen der Santa Lucia und rief zu wiederholten Malen: „O, ich wußte es wohl, daß es richtig ſei! Ich wußte es wohl, daß Sie überraſcht ſein würden!“

Faſt eine ähnliche Ausbeute gewährte der Anblick des weltberühmten Minervatempels, deſſen Frescogemälde und Bildſäulen Cicero in ſeiner Anklage gegen Verres als das Schönſte und Herrlichſte rühmt, was die Kunſt hervorgebracht habe. Im zwölften Jahrhunderte wurde der Tempel in eine Kirche umgewandelt, und von der ehemaligen Herrlichkeit ſind jetzt nur zwölf Säulen übrig, und dieſe ſind in die Kathedrale eingemauert, welche Santa Lucia geweiht iſt. Diana und Minerva ſind verjagt und vergeſſen, und Santa Lucia iſt nun die Schutzpatronin Syracuſa's. Die Dame ſelbſt liegt in Venedig begraben, und Syracuſa beſitzt blos einen ihrer Finger; dagegen wird der Kopf des San Marco, des Schutzpatrons Venedigs, in der Kathedrale Syracuſa's aufbewahrt, und die Syracuſaner haben deshalb zu wiederholten Malen vorgeſchlagen, den Körper der Santa Lucia gegen das Haupt San Marco's einzutauſchen, doch die Venetianer ſind bis jetzt nicht zu dieſem Austauſche geneigt geweſen.

Dieſe Raritäten und ein Muſeum, deſſen vorzüglichſte Zierden eine Venus ohne Kopf und ein Aeskulap ohne Naſe ſind, dürften die Merkwürdigkeiten des jetzigen Syracuſa's ſein. Es könnte deshalb ſonderbar genug erſcheinen, daß dieſe Stadt noch immer Reiſende an ſich zieht, aber man erblickt wirklich täglich ganze Karawanen, namentlich von Engländern auf der beſchwerlichen Route zwiſchen Catania und Syracuſa. Ihre Art zu reiſen iſt ebenſo maleriſch wie koſtſpielig. Es giebt keinen Fahrweg zwiſchen jenen beiden Städten, und da es den Engländern natürlicherweiſe nicht in den Sinn kommen kann, die Tour

in derselben bescheidenen Weise wie ein anderer Reisender zu Esel und mit einem Führer zu machen, so bedienen sie sich verdeckter Portechaisen in langen Stangen hängend, zwischen welchen sowohl vorne wie hinten Maulesel einherschreiten. Außer diesen langgehrigen Portechaisenträgern, welche gewöhnlich mit großen Federbüschen, buntem Ledergeschirre und großen Glocken oder Schellen um den Hals herausgeputzt sind, schreitet noch eine ganze Truppe ihrer Cameraden als Reserve hinterdrein, und der Zug ist nicht selten von einem Dutzend Treiber escortirt, welche weiße, auf den Rücken herabhängende Mützen und lange Stöcke tragen. Schon in weiter Ferne vernimmt man das einförmige Schellengeläute, und wenn man näher kommt, blicken Einen die wohlbekannten englischen Physiognomien aus den Fenstern der Equipagen an.

Was den Fremden hierher zieht, ist nicht so sehr Syracusa selbst, als dessen Umgegend. Ueber diese denkwürdigen Stätten, auf welchen das alte Syracusa stand, hat die Natur gleichsam in überschwänglich verschwenderischer Laune die ganze Fülle ihrer Schönheit ausgegossen, und die grandiosen Werke des Alterthums, welche überall inmitten der anmuthigsten Umgebungen emportauchen, beschäftigen gleichzeitig den Geist und die Phantasie. Meinen ersten Ausflug in der Gegend unternahm ich in Begleitung einer englischen Familie, deren Bekanntschaft ich an der table d'hôte gemacht hatte. Sie bestand aus einem behäbigen alten Gentleman aus Irland, dessen ganzes Gespräch sich um seinen Landsitz in Donegal, um seine Gärten, welche Fürst Pückler verewigt hatte, und um seine Fischteiche drehte; ferner aus seiner Frau, welche eine sehr ästhetisirende Dame und, wie ich später erfuhr, selbst Schriftstellerin war, und zwei ganz jungen Ladies, den Töchtern dieses Paares. Die beiden jungen Mädchen, die sich durch eine für Engländerinnen ganz ungewöhnliche Freiheit und Natürlichkeit auszeichneten, waren kürzlich von

den Eltern aus der französischen Erziehungsanstalt abgeholt worden, in welcher sie ihren Unterricht erhalten hatten, und die Mutter war gegenwärtig, wie sie sich selbst ausdrückte, damit beschäftigt, ihre Erziehung zu vollenden. Ihre Methode war im höchsten Grade unangenehm. In einem Augenblicke lobte sie die Vorzüge und Talente ihrer Töchter in so übertriebener Weise, daß die armen Mädchen fast vor Beschämung vergingen, und im andern ertheilte sie ihnen Zurechtweisungen in einer so schneidenden und undelicaten Manier, daß ihnen die Thränen in die Augen traten. Bald hatte sie an ihrer Aussprache, bald an ihrem Putze, bald an ihrem Benehmen etwas auszusetzen. Wenn sie sich zuweilen im Verlaufe des Gesprächs der Freiheit und Ungezwungenheit überließen, welche junge Mädchen so gut kleidet, war sie augenblicklich mit einem strafenden Blicke bei der Hand, und dieser Blick verwandelte die Mädchen in Zierpuppen. Kurz, mir wollte es erscheinen, als sei die Mutter auf dem besten Wege, aus den beiden schönen und einnehmenden Kindern zwei ebenso verschrobene und linkische Wesen, wie sie selbst war, zu machen.

Wir hatten die Verabredung getroffen, am frühen Morgen vereint einen Ausflug nach dem antiken Theater zu unternehmen, welches auf einem Bergesabhange in Neapolis liegt, einem der fünf Stadtheile, aus welchen das Syracus des Alterthums bestand. Aber welche Widerwärtigkeiten bis dahin! Kaum graute der Tag, als ich durch das Schellengeläute unten im Hofe erweckt wurde, und kaum hatte ich mich angekleidet, als auch ein lauter Wortstreit zwischen meinem irischen Gentleman, und unserm Wirthe, Don Salvatore, mein Ohr traf.

„Habe ich nicht gestern Abend una vettura (einen Wagen) bestellt?“ schrie er.

„Ja, Eccellenza.“

„Weshalb bekomme ich denn keinen?“

„Eccellenza, die vettura hat bereits eine ganze Stunde gewartet.“

„Wo denn?“

„Dort!“

„Der Teufel hole Eure Eſel! Ich ſetze mich nicht zu Eſel, das ſage ich Euch noch einmal. Diavolo! Ich habe una vettura verlangt und will una vettura haben.“

„Per Cristo! und dort ſtehen volle fünf, Eccellenza! und die beſten in der ganzen Stadt!“

„Was? wollt Ihr mich zum Beſten haben?“

„Santissima Madonna! Che gente!“ ſchrie Don Salvatore, deſſen Blut in Wallung gerieth. Luigi! Peppo! Agatino! Was iſt denn das?“ rief er außer ſich und faßte eins der Maulthiere an beiden Ohren.

„Una vettura! una vettura!“ riefen ſämmtliche Eſeltreiber.

„Und das hier?“

„Una vettura!“ ſchrieen ſie wieder, noch lauter, als das erſte Mal. —

Ich war unterdeß hinzugetreten und hatte mit wenigen Worten den erzürnten Irländer darüber aufgeklärt, daß der Irrthum auf ſeiner Seite, und daß man mit una vettura in Sicilien, wo es keine Fahrwege giebt, eben ein Maulthier bezeichne.

„Ah, Sir, iſt das doch ein verdammtes Land, wo man ein Pferd ein Wagen nennt! Nein, da lobe ich mir mein prächtiges Donegal, wo ein Mann ein Mann und ein Pferd ein Pferd heißt. God damn! Weshalb bin ich nicht dort geblieben, anſtatt mich alle Tage mit dieſem Räuberpacke herumzuzanken!“

Nach langem Hin- und Herreden ſchaffte Don Salvatore endlich zwei Portechaiſen herbei, in welche die Familie ſich einquartirte; ich beſtieg mein Maulthier, und endlich ſetzte der Zug ſich unter den ſchlechteſten Auſpicien in Bewegung. Mylord konnte ſich gar nicht von ſeinem Aerger über die unglückliche vettura er-

holen. Mylady klagte über Kopfschmerz und hatte die Nacht schlecht geschlafen; auf den Gesichtern der zwei jungen Damen stand deutlich zu lesen, daß die Mutter schon vom frühen Morgen an sich ihrer Erziehung angenommen hatte.

Der Weg nach dem antiken Theater schlängelt sich durch das alte Acratina, welches jetzt ein reiches Kornland, durchschnitten von herrlichen Obstgärten, ist; allmälig hebt sich die Landschaft und auf sanftem Abhange ersteigt man eine Gebirgsstrecke, welche unter dem Namen Mongibelliſi die beiden Stadtviertel der alten Tyche und Neapolis trennt. Endlich erblickt man auf einem hervorragenden Punkte den ungeheuren Halbzirkel von Steinmassen, welcher das Theater bildet und einen ebenso imposanten wie anmuthigen Anblick gewährt.

„Inglesi! Inglesi!“ erscholl es schon in weiter Ferne, ehe noch die Karawane Halt gemacht hatte, und eine ganze Schaar zudringlicher Bettler umringte die Tragsessel; einer dieſer lungernden Tagediebe, welche unter dem Namen von Custoden die Reisenden durch ihr auswendig gelerntes Gewäsch prellen, trat, die Mütze in der Hand, heran, und im nächsten Augenblicke befand er sich schon in einer gelehrten Beschreibung von den cunei, caveae und praecinctiones des Theaters, gespickt mit weitläufigen Citaten aus griechischen und lateinischen Classikern. Mylady zog eiligst Bleistift und Notizbuch hervor, und ohne sich umzuschauen, begann sie zu schreiben, ihr Gatte stand wie versteinert all dieſer Gelahrtheit gegenüber, von welcher er nicht das Allergeringste begriff. Die jungen Damen schlugen ihre Zeichenmappen auf und begannen das Theater zu crayonniren, und ich benutzte diese allgemeine Emsigkeit dazu, hinwegzuschlüpfen, um mich ungestört dem Genusse des Augenblicks hingeben zu können.

Ich ließ mich auf eine der obersten Stufen im Hintergrunde des Theaters nieder; von einer Mühle in der Nähe rieselte das Wasser über die steinernen Sitze in eintönigem Plätschern herab,

die Veilchen dufteten im Grase, und das Laub großer Akanthusbüsche gewährte mir schattigen Schutz. Im Hintergrunde lagen die hybläischen Berge, eine lange dunkelblaue Mauer, welche sich in den klaren Frühlingshimmel emporstreckte; zu meiner Linken ragte stolz der schneebedeckte Aetna empor, eine Riesenpyramide mit glänzendem silbernen Dache. Vor mir lag das wunderbare blaue Meer, die sonnenbestrahlte Stadt, und mir zunächst im Vordergrunde grüne Felder und anmuthige Weingärten. Mein Blick blieb an der Scene haften. Hier, wo ehedem die tibia erklang, wo die Verse eines Aeschylos das leichtbegeisterte Volk entzückten, von hier sendete jetzt ein Chor von Vögeln seine Lieder aus, die Mantelbäume schüttelten ihre schneeweißen Blüthen im Morgenwinde, und die Orangen dufteten ihre Wohlgerüche — es war, als blühte eine neue Hoffnung, ein neues Leben einem unterjochten Volke, als feierte die Zeit selbst auf dieser Scene ein Frühlingsfest der Verjüngung und Wiedergeburt. Großartige Bilder rollten sich vor mir auf. War es doch an dieser Stätte, wo Gelon, der edelste aller Könige, vor der versammelten Menge erschien, ohne Gefolge, ohne Waffen, um seinem Volke Rechenschaft von seiner Regierung zu geben. Auch hier führte man den weisen Timoleon, als das Alter ihm das Gesicht geraubt, in seiner Biga hin, damit das entmuthigte Volk in der Zeit der Bedrängniß sich an seinem Rathe erhebe! Die Zeit der Bedrängniß ist da — giebt es denn keinen Gelon, keinen Timoleon mehr? — —

Als ich aus meinen Träumereien erwachte, war die Situation noch unverändert: der Custode fuhr noch immer fort zu reden, Mylady schrieb, die Töchter zeichneten und Mylord hatte sich niedergesetzt und sein Antlitz drückte noch dasselbe versteinerte Erstaunen aus. Endlich hielt der Custode inne. Mylady schlug ihr Notizbuch zu, warf einen flüchtigen Blick auf die Umgebung und fand das Ganze nichtssagend und im höchsten

Grade langweilig. Am folgenden Tage las sie mir eine exaltirte Beschreibung dieses „begeisternden Ausfluges" vor, in Briefform an die Herausgeber des Foreign Review abgefaßt, an welche Zeitschrift sie auf der Reise Correspondenzen einsendete. —

Ein interessanter Punkt in der Nähe des Theaters ist die sogenannte Todtengasse, la strada sepolcrale. Zu beiden Seiten sind in die Felsen viereckige Vertiefungen verschiedener Größe, ausgeschmückt mit Votivtafeln und Epitaphien, eingehauen; einige dieser Nischen zeigen dieselbe Form, wie die Zellen der römischen Columbarien, und es scheint, als seien sie, wie diese, die Aufbewahrungsstätten der Aschenkrüge gewesen; andere führen in geräumige Grotten, welche ohne Zweifel Familienbegräbnisse waren und gegen die allgemein angenommene Ansicht sprechen, daß die Alten ihre Todten stets außerhalb der Stadt begruben.

Die Todtengasse, die von einer bedeutenden Ausdehnung ist, führt unmittelbar in die Latomien oder Steinbrüche, diese colossalen Steinmassen, welche Jahrtausende nicht zu verändern, geschweige zu vernichten vermocht haben. Nicht die kühnste Phantasie würde im Stande sein, sich eine mehr gigantische und abenteuerliche Scene auszumalen, als diese unermeßlichen Felsensäle, die von den Cyclopen selbst geformt zu sein scheinen. Die barockesten und launenhaftesten Steinformationen bilden die Wände und die Decken; bald scheint es, als ruhten mächtige Gewölbe auf leichten, schlanken Säulen; bald hängen große Steinmassen in der Form von colossalen Tropfsteinzapfen herab; bald scheint wiederum die Wand so glatt behauen, als sei dies nach dem Richtscheit geschehen. Das Licht, welches von der Seite hereinfällt, bringt in diesen bald graulichen, bald blaßrothen und hellgrünen Felsengewölben die malerischsten Wirkungen hervor, und die Vertheilung von Licht und Schatten, oder richtiger gesprochen, der Uebergang von der tiefsten Finsterniß zum strahlenden Sommerglanze ist in der That magisch. Wenn man an einem schönen sonnigen Tage

in die „Paradiesgrotte,“ die ſchönſte und geräumigſte dieſer Hallen, eintritt, wird man von dem warmen, roſenfarbenen Lichte, welches Einem entgegenſtrömt und gleichſam von den blaßrothen Bergwänden zurückgeworfen wird, wie geblendet. Wie matt und farblos iſt nicht die Azurgrotte Capris gegen dieſe Farbenpracht! Es iſt, als ſei man durch einen Zauberſchlag in eine Feenwelt verſetzt, wo Alles ſchöner und beſſer iſt, und man vermag es kaum, ſich von dem magiſchen Kreiſe loszureißen, der Einen umfangen hält. — Nur einige wenige Schritte weiter, und ein Schauplatz öffnet ſich, welcher ebenſo infernaliſch iſt, wie der vorige paradieſiſch war; mächtige Flammen lecken an großen kupfernen Keſſeln, in welchen Salpeter gekocht wird; finſtere Geſtalten bewegen ſich hin und her, um das Feuer zu ſchüren, die Wände ſind vom Rauche geſchwärzt, und der giftige Dampf, der ſich aus den ſiedenden Keſſeln wälzt, zwingt Einen, die Flucht zu ergreifen.

Eine dritte Grotte, zwar die berühmteſte von allen, meiner Anſicht nach jedoch die am wenigſten intereſſante, iſt das ſogenannte Ohr des Dionyſius, oder la grotta che parla, die redende Grotte, wie ſie in der Volksſprache heißt. Der Eingang iſt in der Form eines Eſelsohrs und halb mit Epheu und indianiſchen Feigenbäumen bewachſen. Er iſt funfzehn Fuß breit und funfzig Fuß hoch, und die Grotte ſelbſt, ſtockfinſter und nur durch Fackelſchein zu erhellen, ſchlängelt ſich bogenförmig gegen zweihundert Fuß in den Felſen hinein. Ihre einzige Merkwürdigkeit iſt die akuſtiſche Bauart: das leiſeſte Fliſtern wird hier deutlich, und das Echo wiederholt mit wunderbarer Genauigkeit jeden Laut. Man iſt im Allgemeinen der Anſicht, daß ſowohl die früher genannten Latomien als auch dieſe Grotte im Alterthume zu Gefängniſſen gedient haben, und die Sage erzählt, Dionyſius habe ſie ſo bauen laſſen, damit er ſeine Gefangenen belauſchen könne. An dieſe Gefängniſſe knüpft ſich die Erzählung von den entſetz-

lichsten Peinigungen, welche das Gehirn eines Tyrannen ersinnen konnte, und viele Tausende von Athenienſern mußten hier nach der Niederlage des Nikias bis zu ihrem Tode in Ketten ſchmachten. Hier war es auch, wo Dionyſius den Dichter Polyzenes, der ſeine Gedichte nicht beloben wollte, eingeſperrt hielt. Als der Tyrann ihn wenige Tage darauf zu ſeiner Tafel heraufholen ließ und ihn wiederholt aufforderte, ſein Urtheil auszuſprechen, gab er die bekannte Antwort: „Willſt Du mich nicht lieber ſofort wieder ins Gefängniß zurückführen laſſen?“

Ich darf bei dieſer Gelegenheit nicht die Latomien in der Nähe der Kloſter der Kapuziner vergeſſen: es würde dies wenigſtens von geringer Dankbarkeit für die Gaſtfreundlichkeit und die Freundſchaft zeugen, welche die Kapuziner mir bewieſen. Das Kloſter iſt in einer wilden Natur zwiſchen jähen Felſen und entſetzlichen Höhlen angelegt, allein die Mönche haben es verſtanden, hier den anmuthigſten Aufenthalt zu ſchaffen: Unter den mächtigen Steinmaſſen, wohin theils von der Seite, theils von oben herab Licht und Luft eindringen, haben ſie Gärten angelegt, welche das Auge durch ihren Reichthum, ihre Schönheit und durch die ſeltenſten Baumarten überraſchen. Die Luft in dieſen Gärten iſt gleichſam mit dem würzigen Dufte dieſer aromatiſchen Pflanzen geſchwängert; Epheu in wunderbarer Fülle bedeckt die Felſenwände mit einer lebhaft grünen Decke, und wo dies nicht der Fall iſt, ranken ſich andere Schlingpflanzen und Weinlaub empor.

Ich vergaß es nicht, den beiden ſchwarzäugigen Kapuzinern, die mich umherführten, mein Compliment, wegen ihres Geſchmackes und ihres Schönheitsſinnes, zu machen, und es ſchien, als würden meine Worte ſehr günſtig aufgenommen. Einige Fragen, welche ſie mir in Betreff der neueſten politiſchen Verhältniſſe vorlegten, mit welchen ſie, wie es ſchien, vollkommen unbekannt waren, beantwortete ich bereitwillig; ſie rückten nun mit immer mehr Fragen vor und die lebhafteſte Wißbe-

gierde sprach aus allen ihren Mienen. Als ich endlich aufbrechen wollte, lud Einer unter ihnen, der sich als Prior des Klosters vorstellte, mich aufs Eindringlichste ein, ich möchte mich doch im Kloster ein wenig ausruhen und ihren Syracuser kosten. Ich nahm das Anerbieten an, weil es mir in der That einladend erschien; einer der Mönche eilte uns voraus, und als ich das Refectorium betrat, perlte schon der Syracuser auf dem Tische und neben ihm befand sich ein anmuthiges Gedeck von Pistazien, Mandeln und Apfelsinen. Ein großer Lehnstuhl wurde vor das Tischende gestellt und man nöthigte mich, in ihm Platz zu nehmen. Allmälig füllte sich das Zimmer mit einigen zwanzig barfüßigen und tonsirten Kapuzinern, welche ebenso unwissend und neugierig darein schauten wie ihr Herr Prior. Man stellte mir eine sonderbare Frage nach der andern; ich mußte ein Langes und Breites von Espartero und seinen Beziehungen zum Papste, von der Schilderhebung gegen den Erzbischof in dem ketzerischen Bologna, von den päpstlichen Geschenken an Mehemed Ali erzählen — und ehe ich es selbst wußte, befand ich mich schon mitten in einem historisch-politischen Vortrage — der einzige, den ich jemals gehalten habe — und vor welchem Auditorium! Die Situation war gar nicht übel, und ich begann Vergnügen daran zu finden. Als ich die ersten Wallungen der Wißbegierde meiner Zuhörer befriedigt hatte, unternahm der sehr ehrenwerthe Prior, dem es ohne Zweifel eine Sünde zu sein schien, wenn ich ein Ketzer bliebe, einen jener Bekehrungsversuche, welchem jeder Reisende, der sich irgendwie tiefer mit der katholischen Priesterschaft einläßt, sich ausgesetzt sieht. Ich weiß nicht, aber es mag eine Wirkung des Syracusers gewesen sein, ich gerieth diesmal auf den Einfall, das Verhältniß umzukehren, und ich glaube in der That nicht, daß Simson die Philister nachdrücklicher mit dem Eselskinnbacken geschlagen hat, als ich die unwissenden Mönche mit meinen Bibelstellen. So viel steht jedenfalls fest, hätte ich mir die nöthige Zeit

genommen, ich hätte mich rühmen können, ein ganzes Kapuzinerkloster vollständig protestantisch gemacht zu haben.

Den letzten Tag meines Aufenthaltes in Syracusa verwendete ich zu einem Ausfluge auf dem Anapoflusse, und dazu, mit der Büchse über der Schulter an den Ufern der jungfräulichen Cyana umherzustreifen, deren klare, durchsichtige Wellen gleichsam verschämt ihre Schönheit in einer reichen Vegetation von Lilien und Papyrus verbargen. Gegen Abend stattete ich einen Besuch in der sogenannten Todtenstadt oder den Katakomben bei San Giovanni ab. Es ist keine Stadt, sondern ein Reich des Todes, welches man hier betritt. Diese unendlichen, von Gräbern gebildeten Gassen, die sich immer aufs Neue schlängeln und Gott weiß wie viele Miglien unter der Erde hinwinden, die unermeßlich großen, theils länglich- theils zirkelrunden Wölbungen mit Grabeszellen auf allen Seiten, die tiefe Finsterniß, welche der Fackelschein nur spärlich zu erhellen vermag, die feierliche Stille, die in diesen undurchdringlichen Labyrinthen herrscht — dieses Alles macht einen wunderbaren, geheimnißvollen Eindruck. Nichts in der Welt vermag es, einen bessern Begriff von Dem, was Syracusa war, und von Dem, was es jetzt ist, zu geben, als gerade diese Katakomben. Die geistige Kraft, welche so viele Riesenwerke entworfen und ausgeführt hat, ist in diesen Gewölben untergegangen, und nur die Schlaffheit und Unthätigkeit des Todes hat sich auf die Geschlechter vererbt. Wenn man Syracusa den Rücken kehrt, ist es Einem nicht, als trenne man sich von einer Stadt, sondern als scheide man von einem Begräbnisse.

III. Die Geliebte Bellini's.

Vielleicht giebt es unter den Leſern, welche mir auf dem Ausfluge nach Stromboli gefolgt ſind, Dieſen oder Jenen, der ſich wohlwollend daran erinnert, daß ich noch von meinem Aufenthalte in Catania in ſeiner Schuld bin. Als ich dieſer Stadt Erwähnung that, bemerkte ich nämlich, daß ich dort zufällig in ein kleines Ereigniß verflochten wurde, welches ebenſo einfach wie rührend war, und daß die Jahre es nicht vermocht haben, den wehmüthigen Glanz zu verwiſchen, in welchem jene ſonſt ſo freundliche Stadt ſeitdem in meiner Erinnerung lebt. Ich ſagte damals, daß ich mit ſchwerem Herzen Catania verließ, und ich fügte hinzu, daß ich vielleicht ſpäter auf jenes Ereigniß zurückkommen dürfte. Dieſe Schuld iſt es, die ich hier abzutragen verſuchen will.

Als ich meine Heimat verließ, um nach Italien zu gehen, hatte König Chriſtian VIII. mir aufgetragen, dem Monſignore Monticelli in Neapel einen Gruß zu bringen. Ich wußte damals von dieſem Manne nur, daß er ein ausgezeichneter Gelehrter ſei, namentlich die Lava und die Mineralien des Veſuvs zum Gegenſtande ſeiner wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen gemacht habe, und daß er vor vielen Jahren der Cicerone des Prinzen Chriſtian und deſſen Gemahlin während ihres längeren Aufenthaltes in Neapel geweſen war.

Wie staunte ich nicht, als ich zum ersten Male sein Studirzimmer betrat! Er selbst war nicht zugegen, allein ich vermißte ihn auch nicht, denn mein erster Blick fiel auf ein großes Gemälde, das Schloß Sorgenfrei, in der Nähe Kopenhagens, darstellend, welches über seinem Schreibtische zwischen den Portraits von Christian VIII. und dessen Gemahlin hing, und ich wollte kaum meinen eigenen Augen trauen, denn wo ich sie auch hinwendete, überall erblickte ich mir wohlbekannte dänische Ansichten — Geschenke der Dankbarkeit von seinem königlichen Freunde — die mich heimatlich anlächelten! Ich vergaß ganz, daß das bunte Neapel draußen vor den Fenstern summte. Ich befand mich wieder in den Wäldern meines Vaterlandes, vor mir wogten die goldenen Kornfelder, ich hörte die Lerche trillern, ich sah die Sonnenstrahlen zwischen den Baumstämmen spielen, und ich glaubte wieder den würzigen Duft des frisch gemähten Heus einzuathmen, den mir die belebenden Seewinde zuführten.

Aus diesen Träumereien erwachte ich erst, als eine Hand sich auf meine Schulter legte. Ich wendete mich schnell um, und vor mir stand, wohlwollend lächelnd, ein alter Mann mit weißen Haare, mit einem milden, klugen Antlitze, in dem zierlichen, eleganten Anzuge, welchen die vornehmen Geistlichen zu tragen pflegen.

„Es ist unnöthig, mir zu sagen, daß Sie ein Däne sind, davon giebt das Interesse, mit welchem Sie sich in diese Bilder verlieren, ein hinlängliches Zeugniß. Nehmen Sie deshalb Platz," fuhr er fort, drückte mich freundlich in die eine Ecke des Sopha's nieder und setzte sich neben mich. „Es ist sehr freundlich von Ihnen, daß Sie bei einem alten Manne einsprechen wollen, der auf eine solche Freude keinen andern Anspruch hat, als daß es ihm ein wahrer Festtag ist, wenn einer Ihrer Landsleute ihn besucht."

Ich beeilte mich, meinen Auftrag auszurichten, und ich freute mich, als seine Augen bei dem Gedanken strahlten, daß diese

„angeli del cielo“ (dieſe Engel des Himmels) ſich noch immer ſeiner erinnerten; ſo nannte er nämlich das hohe Fürſtenpaar, mit welchem er in jüngern kräftigern Jahren unvergeßliche Stunden verbracht hatte.

Später beſuchte ich ihn öfters, und im Verlaufe der acht Monate, die ich in Neapel verlebte, hatte ich hinlänglich Gelegenheit, zu erfahren, daß ſeine Freundſchaft für mich und meine Landsleute ehrlich und aufrichtig gemeint ſei. Er intereſſirte ſich lebhaft dafür, daß ich von meinem Aufenthalte in Neapel ſo vielen Nutzen wie irgend möglich zöge, und ſeine Stellung als Großkanzler der Univerſität und Director der königlichen Muſeen und Bibliotheken machte es ihm leicht, mir manche Hilfsquelle zu erſchließen, die mir ſonſt in dem mistrauiſchen Neapel unzugänglich geblieben wäre. Was ich immer an ihm bewunderte, und was ihn in meinen Augen noch liebenswürdiger machte, war die Feinheit und Anſpruchsloſigkeit, mit welchen er mir bei ſolchen Gelegenheiten ſtets entgegenkam: es war in der That, als würde ihm eine Gefälligkeit erzeigt, und nicht umgekehrt, und ich bin davon überzeugt, daß ſeine Freude, wenn er mir dieſe oder jene Aufmerkſamkeit erwies, die ein Reiſender ſo hoch ſchätzt, noch größer war, als die meinige, dem ſie dargebracht wurde.

Die größte Dankbarkeit bin ich ihm noch für den Brief ſchuldig, den er mir mitgab, als ich Neapel verließ, um einen Ausflug nach Sicilien zu unternehmen.

„Wenn Sie nach Catania kommen,“ ſagte er, „ſo vergeſſen Sie nicht, meinem Freunde, dem Abbate Francesco Ferrara dieſen Brief zu überreichen. Hier gebe ich Ihnen gleichfalls ſein berühmtes Werk über Sicilien! Nehmen Sie es mit, lieber Freund, und machen Sie ſich unterwegs damit bekannt; es dürfte Ihnen auf Ihrer Reiſe von großem Nutzen ſein. Sie werden aus dieſem Werke erſehen, daß Niemand beſſer, als mein Freund, Sicilien, ſeine Vorzeit, ſeine Gegenwart, und ſeine Alterthümer kennt, und

daraus dürften Sie vielleicht wieder das Verlangen schöpfen, den Verfasser persönlich kennen zu lernen. Was ihn selbst betrifft, so ist er ein alter Mann gerade wie ich; er ist Universitätskanzler und Intendant der antiquarischen Museen, Alles ganz wie ich, und was das Aeußere anbelangt, so sehen wir einander so ähnlich, wie ein Pinienapfel dem andern — ich werde somit," fügte er scherzend hinzu, „aus dem Eifer, mit welchem Sie diesen Brief abzugeben sich bestreben, die Gelegenheit haben, zu erfahren, inwiefern es Ihnen wirklich einiges Vergnügen bereitet hat, meine Bekanntschaft zu machen."

Meinem ursprünglichen Reiseplane treu, war ich bereits ungefähr einen Monat auf Sicilien umhergeschweift, als ich endlich an einem schönen Frühlingstage auf meinem Maulthiere, neben mir mein Führer Rafaello, in Catania durch die Porta di Aci einritt, in deren Nähe im Alterthume ein berühmtes Amphitheater gewesen sein soll. In der neuern Zeit hat man hier ein antikes Grab aufgefunden, und man ist im Allgemeinen der Ansicht, es sei das Grab des Lyrikers Stesichorus, nach welchem auch die Hauptstraße Catania's benannt ist.

Ich erinnere mich keiner Stadt, die einen so ungetrübten, freundlichen Eindruck auf mich machte, wie diese. Die Straßen sind schön, breit, mit Lava gepflastert, nach der Mitte zu leicht abgedacht, sodaß man stets, selbst nach dem stärksten Regenguße, auf beiden Seiten derselben trocken geht; zu noch größerer Bequemlichkeit befinden sich an allen Straßenecken und bei jeder Biegung zierliche, leicht transportable eiserne Brücken, welche von der einen Seite der Straße nach der andern führen. Man braucht nur einen Blick auf die Fußbedeckung der catanesischen Damen zu werfen, dieselbe besteht in der Regel aus dünnen, seidenen Schuhen von den hellsten Farben, — und man muß die Weisheit dieser communalen Einrichtungen bewundern; und wenn man erst einen Blick auf die Fußbedeckung geworfen hat, so sollte

es mich Wunder nehmen, wenn man nicht auch sogleich die Straße und Alles, was auf der Straße ist, vergäße, denn schönere Füße und schönere Frauen, wie in Catania, giebt es in der ganzen Welt nicht. Was die Cataneserinnen namentlich auszeichnet, ist ihr leichter, schwebender Gang, ihre imponirende Haltung; in ihrem Blicke ist ein eigenthümliches phantastisches Feuer, welches in Sicilien sprüchwörtlich geworden ist und an die Mauren und Saracenen mahnt, allein ihre größte Schönheit sind der Nacken und der Hals, die an die Rafael'sche Fornarina erinnern. Es scheint, als hätten die Götter ihnen, wie Pelops, Nacken und Schultern von Elfenbein verliehen, und der Busen schwillt, um mit Ariost zu reden, „der Woge gleich in Zephyrlüften." Was ihre Schönheit noch mehr erhöht, ist ihre charakteristische Tracht: Catania ist vielleicht die einzige Stadt in Europa, wo die Pariser Modetyrannei, welche darauf abzielt, Alles zu verflachen, noch nicht das eigenthümliche Gepräge verwischt hat. Man findet hier weder Cashemirshawls noch mit Spitzen besetzte Mantillen, weder Hüte mit breiten noch schmalen Rändern, weder Indiennes, Circassiennes, Barèges, oder wie sie alle heißen, diese barbarischen Stoffe, welchen die Mode den Stempel aufdrückt, und welche die Eitelkeit in Umlauf setzt. — Die Tracht ist noch immer, wie vor Jahrhunderten, ein leicht flatternder Domino von schwarzem Seidenzeuge mit einer Kapuze, welche über den Kopf gezogen wird und eng an dem rabenschwarzen Haar anliegt; dazu helle, bunte Kleider und gewöhnlich weiße, violette oder hellblaue Schuhe. Es ist unmöglich, eine kleidsamere und geschmackvollere Tracht zu finden.

Aber .... ich sehe, daß ich selbst schon auf dem besten Wege bin, Catania über die Cataneserinnen zu vergessen. Ich werde mich deshalb bestreben, wieder auf die Straßen und die Häuser zurückzukommen. Diese letztern sind gleichfalls von Lava erbaut, in einem edlen Style und von einer Regelmäßigkeit und

Schönheit, welche einen wohlthuenden Eindruck auf das Auge macht. Ohne Zweifel hat dieſe Stadt den großen Unfällen, die ſie zu verſchiedenen Zeiten getroffen hat, ihre jetzige Schönheit zu verdanken. In früheren Zeiten war ſie bald eine Beute der Saracenen, bald der Normannen, und im Jahre 1169 wurde ſie durch ein Erdbeben, welches alle Häuſer zerſtörte und funfzehntauſend Menſchen unter deren Ruinen begrub, gänzlich vernichtet. Einige hundert Jahre ſpäter wüthete die Peſt darin, und im Jahre 1669 wälzte ein ungeheurer Lavaſtrom ſich über ſich hin, umſpannte ſie wie ein Feuermeer und ſtürzte ſich darauf in die See, wo er gleichſam ein Vorgebirge bildete. Was damals vom Feuer verſchont blieb, wurde im Jahre 1693 durch ein neues Erdbeben, welches die ganze Stadt verheerte und gegen zwanzigtauſend ihrer Einwohner tödtete, vernichtet. Ein Phönix hat ſie ſich wieder aus ihrer Aſche erhoben, und die von der Natur reich geſegnete Umgegend ſcheint die ſorgloſen Einwohner vergeſſen zu machen, daß noch immer der drohende Feind vor ihren Thoren ſteht.

Selbſt dem Fremden, der nur eine kurze Weile ſich in dieſer Stadt niederläßt, iſt ſie eine Circe, aus deren Umarmungen er ſich nur mühſam loszureißen vermag. Es iſt nicht die regelmäßige Schönheit der Häuſer, nicht das Plätſchern der Springbrunnen, die Pracht der Obelisken, oder die Anziehungskraft der Alterthumsdenkmäler, ja es iſt nicht einmal die Anmuth der Cataneſerinnen, was dieſes Wunder hervorbringt: es iſt vielmehr der milde Geiſt, die freundliche, wohlwollende Geſinnung, welche dieſem Volke eigenthümlich iſt, das man bei näherer Bekanntſchaft bald lieben lernt. Kurz nach meiner Ankunft in Catania ſpeiſte ich zu Mittag an der table d'hôte in der locanda del elefante, und mein Platz führte mich an die Seite einer älteren Engländerin, deren Antlitz noch das Gepräge einer ungewöhnlichen Schönheit trug. Nachdem ich mit ihr einige jener gleich-

giltigen Redensarten gewechselt hatte, mit welchen man eine Tischconversation einleitet, frug sie mich zufälligerweise, wie lange ich in Catania zu bleiben gedächte.

„Ich denke, höchstens zehn bis zwölf Tage," antwortete ich.

„Ja, das dachte ich auch, als ich nach Catania kam," erwiderte sie mit einem unbeschreiblichen Lächeln, „und jetzt bin ich hier volle vierundzwanzig Jahre."

— — Als ich den Speisesaal verließ, stand mein Freund Rafaello auf der Haustreppe und harrte meiner. Er sah muthlos, fast weinerlich aus und folgte mir auf mein Zimmer.

„Was giebt's, Rafaello? Du machst ja eine so klägliche Miene!" frug ich, indem ich ihm sein Guthaben in klingenden Piastern auszahlte. „Fürchtest Du vielleicht, daß Du Dich nicht wieder nach Caltagirone zurückfinden kannst?"

„Nun, den Weg werde ich wohl finden! Haben Sie mich das doch gelehrt," sagte er lächelnd und rieb sich mit einer komischen Geberde den Rücken. „Nein, es ist mir aber ein Dolchstich, daß ich genöthigt bin, mich von Eccellenza zu trennen; Sie sind so gut gegen mich gewesen, und ich hoffe noch, daß Sie mich . . . ."

„Mit einem Trinkgelde bedenken werden," unterbrach ich ihn, indem ich einige Piaster zu den übrigen legte. „Ich habe es schon in der Hand."

„Eccellenza, Sie thun mir Unrecht. Das war durchaus nicht meine Absicht," sagte er, indem er das Geld schnell in seinen Gürtel steckte. „Nein, was ich mir von Ihnen erbitten will, ist irgend etwas Schriftliches von Ihrer Hand. Es würde mir immer ein großer Trost sein!"

„Etwas Schriftliches! Du meinst wahrscheinlich eine Empfehlung, ein Zeugniß, daß Du ein guter Führer bist, daß Du die Wege genau kennst, und daß man sich auf Dich verlassen kann?"

„Giusto! Wie Sie doch Alles aufs Haar treffen," rief er in einem halb bewundernden, halb einschmeichelnden Tone.

„Aber wenn Du dann wieder einen armen Reisenden nach Noto anstatt nach Syracusa führst?"

„Oh Eccellenza, jetzt werde ich mich schon hüten!" sagte er lächelnd, indem er sich aufs Neue mit der frühern komischen Geberde den Rücken rieb.

Um diesen Gestus zu verstehen, wird es nöthig sein, daß ich einige Worte über Rafaello spreche. In Caltagirone hatte ich einen Führer und ein Maulthier nach Syracusa gesucht. Es war mein Plan, sie acht bis zehn Tage zu behalten, um Ausflüge in die Umgegend zu machen. Von den Vieren, welche sich meldeten, gefiel mir Rafaello am besten. Er hatte ein offenes, schönes Antlitz, war stets gut gelaunt, schien ein braver Bursche zu sein, und war weniger aufdringlich, als die Andern von derselben Race. Dazu kam noch, daß er mich heilig versicherte, sein Maulthier sei das beste in ganz Sicilien, und es gebe keinen Pfad auf der ganzen Insel, den er nicht kenne. An einem schönen Tage verließ ich also Caltagirone, wo man mir gesagt hatte, daß ich, ohne den Marsch zu forciren, gegen Sonnenuntergang in Syracusa sein könne. Anfänglich ging Alles vortrefflich. Wir zogen durch verschiedene Städtchen, eins malerischer als das andere, und Rafaello war unerschöpflich in Geschichten und Liedern. Am Nachmittage wurde die Gegend öder und wilder. Große Ebenen dehnten sich nach allen Seiten aus, nur dann und wann erblickte man einen Ziegenhirten mit seiner Heerde oder, und zwar selten, eine menschliche Wohnung in der Ferne. Allmälig verschwanden auch diese Gegenstände; die Sonne sank, die Finsterniß brach ein, und noch war keine Stadt zu erblicken. Ich fing an etwas unruhig zu werden, aber jedesmal wenn ich gegen Rafaello eine darauf bezügliche Bemerkung machte, hieß es: „Jetzt sind wir sogleich da, Eccellenza! Non dubitate!" Und darauf begann

er noch wilder und ausgelassener als vorher zu singen, ganz wie ein Mensch, der sich zu betäuben oder sich Muth zu machen suchte. Dieses Singen in der ungeheuern Einsamkeit fing an mir unheimlich zu werden. Alle die Räubergeschichten von Sicilien, die man mir in Neapel erzählt hatte, begannen ihren Spuk im meinem Gehirne zu treiben. Wäre es möglich, daß ich mich in Rafaello getäuscht hätte? Wäre diese Offenheit und Heiterkeit nur eine Maske? Und was hatte wohl dieses gezwungene Singen zu bedeuten, welches mir immer widerlicher klang? Eine halbe Stunde nach der andern verstrich, und ich hätte doch längst in Syracusa sein können! Beabsichtigte er vielleicht, mich irre zu führen, mich in einen Hinterhalt zu locken, um mich zu überfallen und auszuplündern? Diese Situation wurde mir allmälig so peinlich, daß ich mich entschloß, derselben um jeden Preis ein Ende zu machen. In einem Nu war ich von meinem Maulthiere herunter, und im nächsten Augenblicke lag Rafaello vor mir auf dem Boden. „Was hast Du vor? Weshalb hast Du mich hierher geführt? Gestehe es mir augenblicklich, oder ich schlage Dich wie einen Hund todt. Du ....“ und ich begann seinen Rücken mit meinem Stocke zu bearbeiten, und zwar unter einem solchen Strome von Schimpfwörtern, daß ich selbst über meinen Wortvorrath erstaunen mußte. Nun kam aber die Wahrheit an den Tag. Unter Jammern und Wehklagen versicherte er mich, er sei gerade ebenso übel daran wie ich, er kenne den Weg gar nicht, und er sei noch nie in Syracusa gewesen, aber er habe das Herz nicht gehabt, einen so guten Verdienst von sich zu weisen. „Denken Sie doch, Eccellenza, zwölf Tari täglich, während voller zehn Tage! Hundertzwanzig Tari! Das ist ein Capital, welches einen armen Teufel wohl in Versuchung bringen kann, wenn er es in ehrlicher Weise zu verdienen glaubt!“ Ich konnte natürlicherweise nicht umhin, laut über mein Misverständniß aufzulachen, und als Rafaello sich ein wenig von seiner Ueberraschung erholt

hatte, lachte er gleich mir, womöglich noch lauter. Wir setzten nun, im Vertrauen auf die Vorsehung und in aller Gemüthlichkeit unsere Reise fort, und gelangten gegen Morgen des andern Tages — nicht nach Syracusa, sondern nach Noto, welches mehrere Meilen südlicher liegt. Abgesehen von dieser kleinen Abweichung des Compasses, war Rafaello der beste ciucciaro, das heißt Eseltreiber, den man sich denken könnte — immer heiter, dienstwillig, höflich und genügsam. Ich machte mir deshalb auch kein Gewissen daraus, ihm sein selbstgegebenes Zeugniß schriftlich zu ertheilen: „daß sein Maulthier das beste in ganz Sicilien sei, und daß es keinen Pfad auf der ganzen Insel gebe, den er nicht kenne," und wenn diese Empfehlung vielleicht daran schuld gewesen sein sollte, daß es später irgend einem andern treuherzigen Reisenden ergangen ist wie mir, dann möge derselbe sich auch, gleich mir, damit trösten, daß Noto nicht der übelste Ort ist, wo man auf einer Reise einkehren kann.

Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß mein erster Besuch in Catania Don Francesco Ferrara galt. Man führte mich in ein Zimmer, dessen Wände fast ganz von Büchern, Landkarten, Globen, Herbarien, Schränken mit Mineralien, physikalischen Instrumenten und verschiedenen andern gelehrten Apparaten bedeckt waren. Auf einer viereckigen hölzernen Kiste saß ein alter Mann in geistlicher Tracht, eifrig damit beschäftigt, eine Sammlung von Lava-Arten zu ordnen, welche vor ihm auf dem Tische aufgethürmt lag. Er erhob sich sofort bei meinem Eintreten und kam mir freundlich entgegen. Er entschuldigte sich in gutmüthiger Weise, daß er mir nicht einmal einen Stuhl anbieten könne, machte sich über eine Menge Folianten, welche auf einem Lehnstuhl aufgethürmt lagen, räumte sie hinweg und zog darauf in fröhlicher Laune den Lehnstuhl näher an den Tisch heran.

„Sie erblicken mich gerade auf meinem Steckenpferde," sprach er lächelnd, indem er auf die Lavastücke deutete. „Glauben Sie

wohl, daß dieſe Lava-Arten über vierzig Jahre verlegt geweſen ſind? Ich habe ſie auf meinem erſten Ausfluge nach dem Aetna eingeſammelt, und rein durch einen Zufall bin ich heute dahinter gekommen, wo ſie verſteckt lagen. Das hat mich wieder ganz jung gemacht, und ich habe hier geſeſſen und ſie mit demſelben Entzücken betrachtet, mit welchem ein Verliebter eine Haarlocke, ein Band oder eine Blume von der Geliebten anſchaut .... Ja, Sie lächeln! Sie ſind der Anſicht, daß ich hier wie der Blinde von den Farben rede, und das thue ich gewiſſermaßen auch, denn ich geſtehe ganz offen, daß ich das Gefühl, welches man Liebe nennt, nicht kenne und nie gekannt habe. Allein deshalb finde ich vielleicht gerade Troſt in dem Glauben, daß ich doch möglicherweiſe etwas Anderes kenne, welches den Verluſt jenes erſetzen dürfte."

„Wie!" rief ich erſtaunt. „Sie hätten noch nie ...."

„Nein," unterbrach er mich, und ſeine Züge wurden etwas ernſter. „Ich habe nie dieſe Gefühle gekannt, welche die jungen Herzen beherrſchen, der Seele ihr Gleichgewicht rauben und ſie, wie die Dichter ſagen, zwiſchen der Hölle und dem Paradieſe in der Schwebe laſſen. Nur durch Andere ſollte ich ſie kennen lernen. Mag dies nun vielleicht ein Fehler ſein," fügte er heiter hinzu, „aber es iſt jedenfalls jetzt zu ſpät, den Fehler wieder gut zu machen."

„Verzeihen Sie, daß ich daran zweifle," ſagte ich in demſelben Tone; „ich hege eine zu gute Meinung von Ihrem Herzen, als daß ich glauben könnte, Sie hätten ſich dem allgemeinen Geſetze entzogen.

„Und dafür danke ich Ihnen! ... Aber," fuhr er fort, „war es denn, wenn Sie meine Entwickelung und Lebensſtellung betrachten, ſo ſonderbar, daß die Liebe bei mir anſtatt das Individuum zum Gegenſtande zu wählen, eine univerſelle Richtung genommen hat? Eine unerklärliche Macht hat mich von dem

Augenblicke, wo ich zu fühlen und zu denken begann, dahin getrieben, die Insel, auf welcher ich geboren bin, mit meiner ganzen Liebe zu umfassen. Ich habe sie mit dem heißen Verlangen eines Liebhabers und ich möchte hinzufügen mit der ausdauernden Geduld einer Mutter studirt. Alles, was ihren Boden und ihr Volksleben, ihre Natur und ihre Geschichte betrifft — von ihren Triumphen der Vorzeit bis zu ihrer Erniedrigung in der gegenwärtigen Zeit — ist mir heilig und theuer gewesen. Meine Phantasie und mein Denken haben immer diese Liebe gehegt und gepflegt. Ist es denn sonderbar, daß in mir kein Platz für irgend eine andere gewesen? Und wenn ich das Bedürfniß fühlte, daß diese meine Liebe verkörpert werde — steht sie denn nicht hier vor mir meine Geliebte lebend und athmend!"

Er griff meine Hand und führte mich zu einem großen Fenster, welches fast die ganze eine Wand des Zimmers einnahm. Eine bezaubernde Landschaft breitete sich vor unsern Augen aus: dicht vor den Fenstern dufteten die Orangenbäume mit ihren weißen Blüthen und goldschimmernden Früchten; darüber hin schwebte der Blick über Villen und Dörfern, umgeben von bläulichen Olivenwäldern, und im Hintergrunde erhob sich der gigantische Aetna im silbernen Schneeglanze.

„Dort ist meine Geliebte!" sprach er mit einer Wärme und Innigkeit, die mich unwiderstehlich hinrissen. Er streckte seine Hand in dieser Richtung aus. „Dort steht sie, ihre Stirn umflossen von jungfräulichem Glanze, im Busen das flammende Herz! Dort steht sie ebenso schön, ebenso reizend, wie sie mir in meiner Jugend erschien. Ja, das ist meine wahre Geliebte!" fügte er mit einem sonderbaren Anfluge von Wehmuth hinzu, „und sie ist auch nicht gegen meine Liebe undankbar gewesen, das darf ich wohl behaupten."

Mir schien es jetzt an der Zeit, dem Gespräche eine andere Richtung zu geben und ich übergab ihm deshalb den Brief von

Monticelli. Während er sich mit einem Ausrufe der fröhlichsten Ueberraschung in das Schreiben vertiefte, hatte ich Muße, seine Gesichtszüge zu studiren und sie mit denen seines Freundes zu vergleichen. Die Aehnlichkeit war in der That täuschend; und doch sprach aus dem Blicke, aus der Haltung und Rede des Abbaten eine Wärme und Energie, die sehr im Widerspruche mit dem Geschliffenen und Leidenschaftslosen in der Physiognomie des Monsignors standen und davon zu zeugen schienen, daß der Eine sein Leben unter dem Volke, der Andere in einem Hofkreise zugebracht habe.

Er faltete den Brief zusammen. „Ah, ich sehe, Sie sind Dichter!" rief er lächelnd, „und ich hegte vorher die Furcht, daß sie mich nicht ganz verstanden hätten!" Er reichte mir herzlich die Hand und entfernte sich auf einige Augenblicke.

Als er wieder in das Zimmer trat, leitete er das Gespräch auf meine Ausflüge nach Sicilien, und ich hatte nun die beste Gelegenheit, die große Fülle seiner Kenntnisse zu bewundern. Ich hatte einige griechische Inschriften abgeschrieben und als ich ihm meine Abschriften zeigte, wurde er in die lebhafteste Stimmung versetzt; es machte ihm Vergnügen, meine Abschriften mit den seinigen, die viele Jahre älter waren, zu vergleichen, um zu sehen, wie viel wohl der Zahn der Zeit seitdem verwischt habe. Ich nahm hieraus Veranlassung, zu bedauern, daß so wenig dafür gethan würde, diese Denkmäler des Alterthumes zu schützen, die doch mit Recht der Stolz Siciliens sind.

„Das ist jedenfalls nicht die Schuld der Sicilianer," antwortete er, „denn sie steuern jährlich über hunderttausend Onzias *) zu Ausgrabungen, zur Hütung der Antiquitäten, zum Anbau neuer Straßen, aber es geschieht trotzdem nichts."

*) Eine Onzia d'oro beträgt 2½ Piaster oder ungefähr 3⅔ Thaler Preuß. Cour.

„Das ist ja aber empörend! Und wo bleibt denn das Geld?"

„Il mare profondo (das bodenlose Meer) verschlingt Alles."

„Il mare profondo?" frug ich verwundert.

„Ja, so nennen wir hier auf Sicilien die königliche Schatulle," antwortete er mit einem bittern Lächeln.

„Aber weshalb macht man nicht bei der Regierung in Neapel eindringliche Vorstellungen gegen dieses Unwesen?"

„Weshalb? Ach, ich bemerke, daß Sie unsere Verhältnisse noch nicht kennen. Sie wissen nicht, daß wir hier auf der Insel einen Statthalter haben, welcher gar nichts zu sagen hat und an welchen sich zu wenden also ganz nutzlos sein würde. König Ferdinand, welcher sich hier vier Monate des Jahres aufhalten sollte, unternimmt dann und wann einen kleinen Ausflug hierher. Er schenkt jedem Antrage freundliches Gehör, nimmt jede Klage entgegen, versichert, daß er immer das Beste will, trifft eine Menge Dispositionen, setzt einige Commissionen ein, kehrt darauf wieder nach Neapel zurück — und Alles bleibt beim Alten. Wenn man nun nach Verlauf einiger Zeit sein Recht beanspruchen will, bekommt man gar keine Antwort, und macht man es ein wenig zu laut geltend, dann wird man dies gewiß nicht zum zweiten Male zu thun nöthig haben, denn der Minister il Caretto versteht keinen Scherz, und gestattet nicht, daß man ihm mehr als einmal lästig werde."

„Aber welche himmelschreiende Sünde gegen dieses Land, welches das glücklichste der ganzen Welt sein könnte!"

„Das glücklichste und das reichste! Wo giebt es eine Erde und einen Himmel, die man mit diesem vergleichen könnte? Nicht ohne Vorbedacht erzählt die Mythe, daß gerade hier Ceres die Sterblichen den Anbau des Getreides lehrte; nicht zufällig ist es, daß Homer die Stiere der Sonne auf diese Gefilde versetzt! Die Heerden Siciliens sind seit dem Alterthume berühmt; der hybläische

Honig wetteiferte an Süße mit dem Nectar der Götter; hier ist die Heimat der Seide, und nirgends in der Welt findet die Rebe einen vortrefflicheren Boden. Aber was hilft das Alles? Die directen und indirecten Steuern und der neapolitanische Schutzzoll vernichten uns systematisch; und wenn auch hier und da ein wenig Leben sich rührt, es ähnelt dieses doch nur den blassen, kraftlosen Sonnenstrahlen Ihres eigenen nordischen Winterhimmels; zwar glänzen sie auf Augenblicke, aber sie vermögen nicht die erstarrte Natur zum Leben zu erwecken."

„Sie rollen da ein trauriges Gemälde auf."

„Ein trauriges, aber ein wahres! Wenn Sie, wie ich hoffe, längere Zeit unter uns verweilen, dann werden Sie bald entdecken, daß meine Farben nicht zu dunkel sind. Glauben Sie mir, mein junger Freund! Die reichsten Quellen des Wohlstandes bringen einem Volke keinen Segen, wenn die Hand, die sie bearbeiten sollte, gebunden, und der Gedanke, der sie ausbeuten könnte, in Fesseln geschlagen ist. Die Sonne Siciliens hat längst culminirt und jetzt ist sie im Untergange begriffen. Während die nördlichen Nationen in der Cultur vorgeschritten sind, ist der Süden zurückgegangen und Sicilien in seiner abgesonderten Lage und so gut wie außerhalb des Einflusses der Civilisation bleibt weiter nichts übrig, als über seine majestätischen Ruinen hinaus auf den Wechsel des Schicksals zu schauen und in Betreff seiner verschwundenen Größe die Huldigung entgegenzunehmen, die ihm dieser oder jener Fremde, der, wie Sie, sich zu uns verirrt, wohlwollend spendet."

Um nicht bei meinem ersten Besuche aufdringlich zu erscheinen, ergriff ich meinen Hut und wollte mich verabschieden.

„Wo wollen Sie hin!" frug er lächelnd und nahm mir den Hut wieder ab „Sie vergessen, daß ich ein alter Einsiedler bin, dem ein ganzes Haus zur Verfügung steht. Ich habe deshalb auch sofort ihr Gepäck aus dem „Elephanten" hierher holen

lassen, und ich hoffe, daß Sie, für die Zeit, die Sie in Catania verweilen, hier Ihre Wohnung aufschlagen werden. Das Gartenhäuschen drüben zwischen den Limonenbäumen werde ich für Sie einrichten lassen und es bedarf wohl nicht der ausdrücklichen Erwähnung, daß sie in jeder Hinsicht vollkommen frei und ungenirt sind. Sollten Sie zuweilen Lust verspüren, mit Ihrem alten Wirthe zu plaudern, so wird er Ihnen stets dankbar dafür sein. Ich bin gleichsam ein alter Baum, welcher allein in einer Einöde steht und sich deshalb doppelt freut, wenn ein flüchtiger Vogel sich einmal auf seine Zweige niederläßt und ihn erheitert mit seinem Gesange . . . Aber merken Sie wohl," fügte er mit liebenswürdiger Gemüthlichkeit hinzu, „daß Sie in dieser Hinsicht keine Verpflichtung übernehmen. Sind Sie mit den Bedingungen zufrieden, so hoffe ich, Sie schlagen ein," sagte er und streckte seine rechte Hand gegen mich aus. Ich schlug natürlicherweise ohne Bedenken ein, und von diesem Augenblicke an war ich im eigentlichsten Sinne des Wortes wie zu Hause bei dem guten Abbate, den ich schon bei der ersten Begegnung von ganzem Herzen liebgewonnen hatte.

Und je länger ich mit ihm sprach, desto mehr steigerte sich meine Liebe, meine Hochachtung. Ueber seine ganze Persönlichkeit war jene wohlthuende Ruhe verbreitet, welche man zuweilen bei alten Leuten findet, wenn der Friede mit sich selbst in sie eingekehrt ist. Und doch flammten seine Worte wie die Nordlichter am winterlichen Himmel, wenn er von seinem Vaterlande und dessen Drangsalen sprach; seine Rede war stets belehrend, allein sie war mit einer so liebenswürdigen Anspruchslosigkeit verknüpft, daß man von ihm lernte, ohne sich beengt oder gedrückt zu fühlen; wenn er über Verhältnisse und Persönlichkeiten urtheilte, trug sein Ausspruch stets das Gepräge der Milde, welches einer echt christlichen Gesinnung entspringt, — nur wenn die Rede auf die neapolitanische Regierung kam, flog zuweilen ein beißender Sar-

lasmus über seine Lippen und bezeugte, daß er vor allen Dingen ein Sicilianer war. Als wir z. B. später am Tage einen Gang durch die Stadt machten und das Museum des Prinzen von Biscari besahen, legten wir den Rückweg über die Piazza di Sancto Philippo zurück und schritten hier an einer Statue vorüber, welche König Ferdinand II. vorstellt, der seinen Arm in einer ebenso unschönen wie abnormen Lage ausstreckt. Ich knüpfte hieran eine Bemerkung und frug meinen Begleiter, was wohl mit dieser Stellung gemeint sei.

„Man sagt," antwortete der Abbate, „es sei König Ferdinand, der die Constitution beschwört; und es ist wohl möglich, denn die Stellung ist, wie Sie selbst bemerken werden, etwas gezwungen. Ich," fügte er hinzu, und streckte seinen Arm ganz in derselben Weise wie die Statue aus, „ich bin nun freilich der Ansicht, daß es hier heißt: so groß muß der Geldsack sein!"

Zwei junge Mädchen in der früher beschriebenen malerischen Tracht schritten in diesem Augenblicke über die Straße und auf den Abbate zu; Beide ergriffen seine Hände und küßten sie in der Art und Weise der Cataneserinnen, mit jener Ehrerbietung, welche der Jugend dem Alter gegenüber so wohl ansteht.

„Ah, Donna Rosaria, mein liebes Kind! Meine eigene Donna Ismena!" rief der Abbate erfreut und ein lebhaftes Gespräch entspann sich zwischen den Dreien. Ich hatte die schönste Muße, die jungen Mädchen zu betrachten, mich über die strahlende Frische des einen und die — ich finde keinen andern Ausdruck — überirdische Schönheit des andern zu ergötzen. In den feurigen Augen und um die schwellenden Lippen der Donna Rosaria lagerte gleichsam die Verheißung von all' der Lebensfreude und Glückseligkeit, auf welche ein schönes siebenzehnjähriges Mädchen, gesund an Seele und Körper, ein unabweisbares Recht hat. In den Augen der Donna Ismena flackerte dagegen ein Feuer, welches mit der Erde oder mit dem, was der Erde gehört, nicht das

Allergeringste zu schaffen hatte. Ihre Gestalt war schlanker und edler. Nie habe ich ein Antlitz mit einem so edlen Profile und einem so himmlischen Ausdrucke in jeder Miene erblickt. Es war als schaute ich eine Psyche an, welche die Hülle abgestreift: nur die reine Form war engelgleich zu schauen.

Die Züge der beiden Mädchen kamen mir, sonderbar genug, bekannt vor und doch betrat ich zum ersten Male Catania. Eine dunkle Erinnerung aus Palermo tauchte plötzlich in meiner Seele auf. Ich bestrebte mich, all mein Sinnen ganz auf diesen einen Punkt zu concentriren, während ich die Mädchen forschend betrachtete. Ja, sie waren es — ich zweifelte nicht länger.

„Woher kommt Ihr denn eigentlich, Ihr lieben Kinder?" frug der Abbate.

„Von Ihren Pflegekindern," *) antwortete Donna Ismena.

„Und Sie hätten sehen sollen, Padre Francesco," fügte die Jüngere hinzu, „was dort für ein Jubel über alle die schönen Dinge herrschte, welche sie mit brachte. Man hätte glauben sollen, es sei Weihnachten, es regnete Geschenke herab. Denken Sie sich, Don Ciccio, dem besten Clavierspieler schenkte sie nicht weniger als zehn Goldstücke. Das nenne ich eine premio d'onore, die außerordentlich ist!"

„Aber Du machst Dich ja arm, mein Kind!" sagte der Abbate in mildem vorwurfsvollen Tone. „Man muß auch hübsch an die Zukunft denken."

---

*) Il stabilmento dei proietti ist eine Art von Waisenhaus, eine Erziehungsanstalt für elternlose Kinder. Diese werden hier in den gewöhnlichen Schulkenntnissen unterrichtet, und erlernen gleichzeitig irgend ein Handwerk, welches ihnen im Leben von Nutzen sein kann; die talentvollen Schüler treiben zugleich Musik. Diese Stiftung, eine der schönsten und zweckmäßigsten ihrer Art, hat durch eine lange Reihe von Jahren unendlich viel Gutes gestiftet und ihre praktische Einrichtung und ihr Gedeihen verdankt man namentlich Don Francesco Ferrara.

„Aber man darf nicht undankbar gegen die Vorzeit sein," erwiderte Donna Ismena mit einem bezaubernden Lächeln. „Haben Sie denn, bester Freund, vergessen, welcher Festtag es heute ist?"

„Es ist der Namenstag des lieben Vencenzo," antwortete der Abbate. „Nein, den vergesse ich nie."

„Sie besuchen uns also heute Abend, nicht wahr, lieber Don Ciccio?" frug Donna Rosaria.

„Wir erwarten Sie wie gewöhnlich," fügte Donna Ismena hinzu.

„Gewiß, ich werde kommen, und ich bringe sogar einen lieben Gast mit, der diese Tage unter meinem geringen Dache fürlieb nimmt. Ich darf überzeugt sein, daß man ihn willkommen heißen wird."

„Sia benedetto!" (seien Sie gesegnet) antwortete Donna Ismena mit dem graciösen Gruße, welcher den Cataneserinnen eigenthümlich ist.

„Sia benedetto!" wiederholte die Jüngere und reichte mir freundlich die Hand.

Die beiden jungen Mädchen küßten wiederum Padre Francesco die Hand, grüßten mich verbindlich und entfernten sich darauf Arm in Arm.

Ich blieb wie festgebannt stehen und starrte ihnen nach. Die Situation, in welcher ich sie zum ersten Male gesehen, stand plötzlich ganz lebhaft vor meinen Augen und ich konnte nicht umhin, in Gedanken bei derselben zu verweilen. — Es mochte ungefähr drei Wochen her sein, als ich eines frühen Morgens durch die porta nuova in Palermo hinausschritt, um das Kloster der Capuziner und dessen merkwürdige Katakomben zu besuchen. Die Vestibule war mit naiven Votivtafeln von den Leuten ausgeschmückt, welche diesem oder jenem Unglücke entronnen waren: hier schlug ein Wagen um, da brannte ein Haus nieder, dort scheiterte ein Schiff,

und überall schwebten Madonna und die Engel rettend von den Wolken herab. Ich stieg in die Katakomben hinab, in diese mächtigen unterirdischen Gewölbe, die sich unter dem Klostergebäude hinstrecken und die Leichen mehrerer tausend Capuziner aufgenommen haben. Es war gerade ein Festtag; Messe und Gesang tönten hohl und ernst durch die Wölbung. In ihren braunen Kutten, den einfachen Strick um den Leib und die Capuze über den Hinterkopf gezogen, standen hier die balsamirten mumienhaften Capuziner in langen Reihen; ihre knöchernen Finger waren gefaltet und von denselben hing eine Tafel herab, an welcher der Klostername und das Todesjahr verzeichnet war. Sowohl die Leichen wie die lebenden Brüder derselben trugen brennende Kerzen, aber die unstete Beleuchtung machte es unmöglich, Leben und Tod von einander zu unterscheiden. Hinter einem eisernen Gitter befand sich eine Capelle, in welcher die Bewohner von Palermo ganz in derselben Weise beigesetzt werden. Ich trat in ein Seitengewölbe wo Frauen und kleine Kinder sich befanden — zarte Blumen, welche der eherne Fuß des Todes gar zu früh niedergetreten. Jugend und Schönheit, Alles war hier ein Raub der unerbittlichen Gewalt des Todes. Längs der Wand standen ganze Reihen von jungen Mädchen in verblaßten seidenen Gewändern, welke Blumen im Haare und vergilbte Handschuhe an den knöchernen Armen. Die bunten seidenen Kleider, mit Gold und Spitzen besetzt, machten den Eindruck als seien sie verblaßte Maskenanzüge; das Gesicht selbst war eine Maske, die entsetzliche Maske des Todes, welche dem Beschauer ihr vanitas, vanitas, nil nisi vanitas! zuruft. Eine ältere Dame und zwei junge Mädchen besuchten zu gleicher Zeit mit mir diese fürchterlichen Höhlen des Todes. Die Eine der jungen Damen war frisch und voll, ihre Augen strahlten feurig und ihre Wangen blühten wie frische Rosen; die Andere war blaß und leidend, aber außerordentlich schön. Es schien, als habe der Todesengel sie schon geküßt und mir war zu Muthe,

als müsse er bald seine Beute holen. Ohne Zweifel durchzitterte sie derselbe Gedanke, denn sie flüsterte ihrer Begleiterin einige Worte zu und ich sah, daß sie deren Arm krampfhaft an sich drückte. Diese erblaßte und ihre Augen füllten sich mit Thränen. Ich wollte nichts mehr sehen und eilte hinaus. Ach, dachte ich, so jung und so schön, und wenn das Laub fällt, stehst Du vielleicht schon hier blaß und marmorweiß — ein Gegenstand des Kummers und der Klage; und wenn wiederum das Laub fällt, stehst Du noch immer hier, ein Gegenstand des Entsetzens und des Schauders! O vanitas, vanitas!

Ich erwachte erst dann aus meiner Betäubung, als der Abbate seine Hand auf meinen Arm legte und mich lächelnd anblickte.

„Sie stehen ja wie versteinert," sagte er, „die Macht, von welcher wir heute Vormittag sprachen, hat Sie doch wohl nicht mit ihrem Herrscherstabe berührt? Wer von den Zweien übt wohl diesen Zauber aus?"

„Sind die beiden jungen Damen unlängst in Palermo gewesen?" frug ich.

„Allerdings. Sie haben kürzlich einige Wochen in Palermo verlebt, um die Puritaner zu hören. Die Oper ist am theatro carolina einstudirt und wird dort jeden Abend aufgeführt."

„Die Puritaner?" frug ich verwundert.

„Ja, von Mestre Bellini. Sie vergessen vielleicht, daß Bellini aus Catania stammt. Seine ganze Familie wohnt hier und die Einladung, die Sie vorher auf den heutigen Abend annahmen, gilt einem Erinnerungsfeste für ihn. Das eine der beiden jungen Mädchen, das kleinere, ist seine Schwester."

„Und das andere, die Donna Ismena?" frug ich.

„Ist die Tochter eines ausgezeichneten Advocaten, Don Guiseppe Paliti. In ihrer frühesten Jugend wohnte sie in dem Hause neben Bellini und ist sozusagen, mit ihm zusammen erzogen worden. Vor einigen Jahren starb ihr Vater und hinterließ

ihr ein nach unseren Verhältnissen bedeutendes Vermögen. Seit der Zeit hält sie sich sehr oft im Hause der Familie Bellini auf.

Ich erzählte mein zufälliges Zusammentreffen mit den beiden jungen Damen in den Katakomben der Capuzinerkirche. Als ich die kleine Scene in der Grabcapelle zwischen den beiden jungen Mädchen berührte, traten dem alten Manne Thränen in die Augen.

„Ihre Auffassung ist ganz richtig," sagte er innerlich bewegt. „Ein anderes Mal werden wir mehr davon sprechen."

— — — Ich will nicht leugnen, daß ich sehr gespannt auf das Bellinifest war, zu welchem man mich so unverhofft eingeladen hatte. Die hinreißenden Töne Bellini's, namentlich seine Norma und die Puritaner hatten mich seit anderthalb Jahren gleichsam durch Italien begleitet und ungeachtet die leichten Compositionen Donizetti's bereits auf den italienischen Bühnen, namentlich durch die großen Talente Runconi, Moriana und Demoiselle Ungher, welche in diesen Opern auftraten, Terrain gewonnen hatten, so galt doch Bellini noch immer in Italien als der König der lyrischen Scene. Was mir vielleicht außerdem ein erhöhtes Interesse für ihn und für seine Musik eingeflößt hatte, war sein früher Tod, der ihn von allen seinen Triumphen hinwegriß, gerade als, wie es schien, sein Talent seine ganze Reife und Fülle entwickelt hatte.

Als wir uns gegen Abend auf den Weg begaben, sprach ich hiervon mit meinem Wirthe, dem liebenswürdigen Abbate und den Aeußerungen, welche er fallen ließ, entnahm ich, daß dieses frühe Hinscheiden ihn in einer andern noch schmerzlicheren Weise berührt hatte. Wir befanden uns gerade in der äußern Stadt und näherten uns dem Benedictinerkloster St. Nicolo, dessen mächtige Kuppel hoch über alle Umgebungen emporragt. Ein junger Geistlicher ritt auf seinem Maulthiere an uns vorüber, seine Sottana war zu beiden Seiten aufgeheftet und zeigte zwei

wohlgeformte Beine; über seine Schulter hing eine Guitarre, auf welcher er im Reiten klimperte, indem er vergnügt und lebensfroh vor sich hinschaute. Ich wollte kaum meinen eigenen Augen trauen.

„Don Cäsare Cantu!" rief ich unwillkürlich. Er warf einen Blick seitwärts und in einem Nu war er von seinem Maulthiere herunter.

„Adio Tommaso! Siehe zu, daß Du die Krippe findest," sprach er zu dem Maulthiere, indem er demselben einen Schlag versetzte, wodurch es in scharfem Galopp den Weg dahintrabte. Im nächsten Augenblicke lag er in meinen Armen.

„Mio caro poeta! So sehe ich Sie noch einmal in dieser Welt!" rief er erfreut, indem er auf echt italienisch mich erst auf der einen und dann auf der andern Wange küßte. „Ich bin so erfreut, Sie zu sehen, daß ich hier auf offener Straße eine Tarantella tanzen könnte, wenn nicht mein würdiger Mentor, der liebe Padre Francesco neben uns stände."

Der Abbate faßte mit den Fingerspitzen einen Zipfel seines schwarzen Mantels und sagte lächelnd: „Nicht von dieser Tracht hier zu sprechen, welche mio caro figliuolo zuweilen gar zu geneigt ist, zu vergessen."

„Hören Sie wohl? Da haben wir den Mentor! Aber er mag es sein, denn ich habe ihm Alles zu verdanken!" rief Don Cäsare, indem er mit liebenswürdiger Natürlichkeit seinen Arm um den Hals des alten Mannes schlang. „Was übrigens die Tracht betrifft, so wissen Sie doch, Padre, daß wir bald einen rührenden Abschied und zwar für immer von einander nehmen? Man hat endlich meine Verdienste anerkannt," wendete er sich zu mir, „ich bin als Capellmeister bei dem Conservatorium in Neapel angestellt und nur nach Catania gekommen, um meinen Pflegevater zu besuchen und mir hier unter den Kindern meiner Heimat eine Frau zu wählen."

„Was Ihnen kaum Schwierigkeiten verursachen dürfte," sagte ich lächelnd.

„Man sollte es nicht glauben. Aber wer weiß? Der Geschmack ist sonderbar und in diesem Punkte habe ich nicht gerade großes Vertrauen zu meinen Landsmänninnen. Aber Poet, wie haben Sie die lange Zeit verlebt, in welcher wir uns nicht sahen? Wenigstens treffe ich Sie jetzt in besserer Gesellschaft, als damals, wo ich die Ehre hatte, Sie zu begleiten! Haben Sie sich nun auch ordentlich in dem schönen Italien umgeschaut? Nicht wahr, es ist ein Paradies? Ein solcher Himmel, ein solcher Wein und solche Frauen .... Nun, das ist wahr, davon können wir ein anderes Mal sprechen. Apropos, wo gehen Sie jetzt hin?"

„Nach casa Bellini! antwortete der Abbate.

„Um an dem Feste Theil zu nehmen?"

„Ja, allerdings! Und ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr ich mich auf dieses Fest freue!" rief ich aus.

„Darf ich Sie dann bitten, einzutreten (wir befanden uns gerade vor dem Eingange zu dem Garten der Benedictiner) denn hier ist das Fest und ich bin Derjenige, der es arrangirt hat. Meine alten Freunde, die Benedictiner, habe ich dazu beredet, mir ihren Garten zu überlassen und durch ihre Hilfe habe ich denselben auf das geschmackvollste eingerichtet. Ich habe alle die musicalischen Kräfte gesammelt, die in Catania aufzutreiben sind; ich habe eine Musikprobe nach der andern abgehalten und die allerbeste Gesellschaft eingeladen. Alles auf Befehl zweier Augen, — zweier Augen, die nicht von dieser Welt sind."

„Doch wohl nicht die der Donna Ismena?" frug ich schnell.

„Donna Ismena!" rief er fast erschrocken. „Santissima Agata. Ich glaube, Sie können hexen! Wie kommen Sie auf diesen Namen? Kennen Sie schon die Dame?"

Auch der Abbate warf einen verwunderten Blick auf mich. Ich schlug es jedoch in eine scherzhafte Anspielung auf die Divina-

tionsgabe der Dichter hin und versicherte, daß ich Das, was er gethan, für ein großes Opfer hielt.

„Ein Opfer! Es ist ein viel größeres Opfer als Sie glauben oder ahnen!“ antwortete er mit einem Seufzer, von welchem ich nicht wußte, ob ich denselben als Scherz oder Ernst betrachten sollte.

— — Bevor ich meine Leser in den Garten der Benedictiner einführe, sei es mir erlaubt, mit einigen Worten meine frühere Bekanntschaft mit dem jungen Geistlichen, den ich hier auf die Bühne geführt habe, zu berühren.

Es war ein Jahr her, als ich gegen Ende Februar Rom verließ, um nach Neapel zu gehen und in Begleitung des Dichters Andersen und eines jungen Theologen aus Kopenhagen aus der porta St. Giovanni hinausfuhr. Mein Freund Andersen hat in seinem Werke: „Eines Dichters Bazar“ in seiner malerisch beschreibenden Weise von den schönen Gegenden, durch welche wir fuhren, von Albano und Genzano, vom Pegasus und den Vetturinpferden und dem Grabe der Horazier, von der spiegelklaren Fläche des Ternisees von der Theodorichsburg bei Terracina und von dem bezaubernden mola di Gaeta erzählt, woselbst er mich unter dem Laubdache der Orangen italienische Sonette einer reizenden Signora vorlesen läßt, während ein junger Geistlicher, an einen Citronenbaum gelehnt, meinen Worten lauscht und sein Blick durch die Cypressen über das mit sonnenglänzenden Segeln bedeckte Meer hinausschweift. Dieses Alles ist nach der Natur gezeichnet und zwar viel besser als ich es thun könnte — ich kann mich also ausschließlich mit der Reisegesellschaft beschäftigen. Diese bestand im eigentlichsten Sinne des Wortes aus „nichtssagenden“ Italienern und der Andersen'schen Signora, die das Rückwärtsfahren nicht vertragen konnte. Da ich der Begünstigte war, so wechselte ich natürlicherweise meinen Platz mit ihr und sie erzählte mir nun sogleich mit italienischer Offenheit, daß ihr

Mann Cavalier bei einem principe sei, welchen er nach Neapel hatte begleiten müssen, daß sie erst kürzlich sich vermählt habe, und daß sie die Trennung nicht mehr ertragen könne und deshalb ohne Weiteres sich entschlossen hätte, ihm nachzureisen. Wir sahen uns genöthigt, eine gute Weile auf den letzten Passagier zu warten. Endlich kam derselbe an. Es war der junge Andersen'sche Geistliche oder richtiger gesprochen, es war Don Cäsare Cantu. Er sprang in den Wagen hinein, als sei er ein Voltigeur gewesen, machte nonchalante Entschuldigungen nach allen Seiten, zog die weite Mönchskutte aus, warf seinen breitkrämpigen Hut in das im Wagen angebrachte Netz, zog eine kleine schwarze Mütze aus der Tasche, welche er in burschikoser Weise auf sein gelocktes Haar drückte. Der Geistliche war plötzlich verschwunden und anstatt seiner saß mir nun gegenüber ein junger Elegant, dessen rasches cavaliermäßiges Wesen, feurigen Blicke und blühendes etwas zu volles Antlitz auf alles Andere als auf einen Geistlichen hinwiesen. Während des langen Harrens hatte sich, wie gewöhnlich in Italien, eine ganze Schaar von Bettlern um den Wagen versammelt. Je näher der Augenblick zur Abreise heranrückte, um so zudringlicher wurden die Bettler; unser junger Geistlicher blieb ganz ruhig auf seinem Platze und bewegte nur den Zeigefinger von Rechts nach Links. Diese kategorische Gebehrde hatte nun zur Folge, daß das Schreien: muoro di fame! una piccola moneta! (ich sterbe vor Hunger! eine ganz kleine Münze!) sich allmälig in ein förmliches Geheul steigerte, während welches die zerlumpten Leute an den Wagenrädern emporkletterten, sich an den Wagen hingen und die Köpfe durch die Fenster hereinsteckten. In einem Nu war der Geistliche von seinem Sitze emporgesprungen und mit einer Donnerstimme, welche das Heulen der ganzen Schaar übertönte, schleuderte er eine solche Masse von Verwünschungen, von Flüchen und Schimpfworten unter sie, daß die schöne Signora sich ganz erschrocken bekreuzte und die ganze Bande die Flucht er-

griff. Darauf ließ er sich ganz ruhig wieder auf seinen Sitz nieder, zog ein kleines Etui mit Zahnstochern hervor, wie es die italienischen Dandies zu tragen pflegen und begann ganz ungenirt in seinen Zähnen zu stochern, ganz wie ein Mann, welcher, bevor er sich auf eine Reise begiebt, ein gutes Frühstück eingenommen hat. Der Vetturin knallte mit der Peitsche und der Wagen setzte sich in Bewegung. In demselben Augenblicke schritt ein junges Mädchen mit einem silbernen Pfeile in den schwarzen Haarflechten über die Straße. Es schien als suche sie Jemanden im Wagen zu erblicken; es war natürlicherweise der junge Geistliche, den sie auch plötzlich ansichtig wurde, und nun in römischer Art und Weise mit der Hand zum Abschied grüßte. „Addio, Marietta! addio cara! ricordatevi di me! rief er und streckte sich weit zum Wagen hinaus, indem er ihr nachschaute, so lange es ihm nur möglich war. Diese kleine Scene hatte wahrscheinlich der schönen Signora in noch höherem Grade Aergerniß gegeben, denn ich bemerkte, daß sie den Kopf nach der andern Seite kehrte und sich anstellte, als bemerke sie nicht, was geschehe. Der junge Geistliche kümmerte sich jedoch nicht im Geringsten darum, sondern er begann in der erotischen Stimmung, in welche Marietta ihn ohne Zweifel versetzt hatte, mit einer sehr schönen Stimme ein Liebeslied nach dem andern zu trällern. Wir waren gerade durch das Thor gekommen und fuhren an einem kleinen Thale rechts vorüber, welches in den Hain Egerias führt, als er ein zierliches Cigarrenetui aus der Tasche zog und mir eine Cigarre anbot. Ich dankte ihm verbindlich, indem ich hinzufügte, daß ich nicht wüßte, ob die Signora das Rauchen erlauben würde. — „Machen Sie sich doch darüber kein Bedenken! Die Damen sind immer liberal — das weiß ich viel besser. Nun besinnen Sie sich doch nicht! Es ist eine echte Havannacigarre! Ich habe sie aus Frankreich mitgebracht und selbst den heiligen Vater um die Zollgebühren geprellt," sprach er ausgelassen. —

„Che prete, che sacerdote!“ (welch ein Prediger! welch ein Geistlicher!) rief die schöne Signora und bekreuzigte sich von Neuem.

„Ich bitte um Verzeihung, meine Gnädigste!“ sagte er lächelnd; „ich vermuthe, daß die Heuchelei Ihnen verhaßt sein wird und daß Sie eine Freundin der Aufrichtigkeit sind! Wenn wir nur von Rom nach Albano zusammen fahren sollten, dann wäre es allerdings leicht, mich ruhig zu verhalten und mir die Miene eines Heiligen zu geben, allein, wenn man mehrere Tage hinter einander zusammen verbringen soll, so sehe ich es für das Richtigste an, daß man sich sogleich so giebt, wie man ist. Wenn es übrigens zu Ihrer Beruhigung dienen kann, so will ich Ihnen sogleich anvertrauen, daß ich ein secolare bin, daß ich kein Gelübde abgelegt habe und es auch nie werde. Ich bin unter den Benedictinern erzogen, aber im Uebrigen bin ich maestro di musica also ein Weltkind. Das letzte halbe Jahr habe ich in Paris verlebt, wo ich meine Zeit damit verbrachte, bei Garcia zu singen, auf den Boulevards zu flaniren, die große Opera und den Fechtboden bei Grisier zu besuchen; jetzt gehe ich nach Neapel, um meine Studien des Generalbasses zu beendigen. Das ist in Kürze mein Lebenslauf; vielleicht dürfte dies dazu beitragen, mich etwas milder zu beurtheilen.“

Er sprach diese letzten Worte mit einem solchen Anfluge von Gemüthlichkeit, daß er ganz und gar die schöne Signora versöhnte, und ich hatte später Gelegenheit, zu bemerken, daß er mit jeder Station immer größere, ich möchte fast sagen beängstigende Fortschritte in ihrer Gunst machte. So viel ist indeß gewiß, daß die schöne Signora, welche am ersten Tage uns jeden Augenblick mit der größten Ungeduld die Frage vorlegte, wie weit es wohl noch bis Neapel sein könne, am zweiten Tage viel kärglicher mit diesen Nachfragen wurde und am dritten Tage sie, wie es schien, ganz vergessen hatte.

So war mein erstes Zusammentreffen mit Don Cäsare Cantu, welchen ich später mehrere Male in Neapel sah und nie ohne diese jugendliche Frische, die keine Schranken anerkennt, und diese glückliche Laune, die unverwüstlich zu sein scheint, zu bewundern.

Wir traten in den Garten der Benedictiner, welcher inmitten der schwarzen Lavafelder, die ihn von allen Seiten umgeben, eine blühende Oase ist. Der Garten selbst ist oben auf der Lava angelegt und die Benedictiner haben durch unglaubliche jahrelange Anstrengungen diesen unfruchtbaren Fleck in ein lachendes Paradies umgewandelt. Anemonen und Ranunkeln bedeckten die schöne Fläche mit einer blendenden Farbenpracht, die Citronen sendeten ihren betäubenden Wohlgeruch aus, blühende Myrtenhecken rahmten die Gänge ein, in welchen eine Menge eleganter Damen und Herren sich entweder unter Scherz und Lachen bewegte oder malerische Gruppen bildeten. Ein Lavahügel im Hintergrunde des Gartens war in der natürlichsten Art und Weise zu einem Orchester eingerichtet worden und von hier aus klang die Ouverture zu Norma und brauste majestätisch über unsere Köpfe hin, und in der Mitte des Gartens bildete ein weiter Kreis von hohen Platanen gleichsam ein natürliches Theater, woselbst eine Estrade für Chorgesang und Solostimmen angebracht war und wo ein belliniſches Musikstück nach dem andern unter enthusiastischen Beifallsrufen der Zuhörer ertönte. Der Andrang nach dem Garten war indeß immer im Steigen begriffen; die Leute wallten zu Tausenden durch die Gänge, und wo man auch hintrat, vernahm man nur den Ruf „Bellini! Bellini!“ von allen den superlativischen Beinamen begleitet, an welchen die italienische Sprache so reich ist. Es waren nicht länger einzelne Auserwählte, die sich einander hier ein Stelldichein gaben, um das Erinnerungsfest eines dahingeschiedenen Freundes zu feiern — es war Catania selbst, es war das sicilianische Volk, welches, gleichsam von dem-

selben Gedanken erfaßt und von demselben Drange getrieben, sich hier schaarenweise eingefunden hatte, um sich in bewunderndem Danke zu vereinigen und den Künstler zu ehren, welcher es vermocht hatte, noch einmal den Glanz der Berühmtheit über die Insel seiner Geburt zu verbreiten. Es war vielleicht gerade das Improvisirte an dem Feste, welches mir dasselbe so bedeutungsvoll erscheinen ließ und in dem Grade mein ganzes Sinnen in Anspruch nahm, daß ich erst spät bemerkte, daß die Dämmerung schon eingetreten war und ich meine Begleiter verloren hatte.

In der Nähe der Platanen stand auf einem colossalen Piedestale die Statue des Harpokrates in der bekannten Stellung, den Finger an die Lippen gedrückt; — eine Bank umgab den Sockel. Auf dieser Bank hatte ich mich niedergelassen und mich den glücklichen Illusionen, den eitlen Künstlerträumen und jugendlichen Wallungen hingegeben, welche das Fest selbst hervorgerufen hatte und welche der Gott des Schweigens nicht verrathen wird. Als ich aus meinen Träumen erwachte, war die Situation eine andere. In dem blühenden Gebüsche flimmerten unzählige Lampen und flammende Fackeln warfen ihren rothen Schein auf die Gipfel der Bäume; überall wo ich den Blick hinwendete, fiel er auf flammende Transparentinschriften. Bald zeigten diese mir die Namen von Bellini's Werken: Hier Beatrice Tenta und I Montecchi e Capuletti, dort Normaund la Sonnambula, hier wiederum il Pirata und la Straniera, welche durch das grüne Laub hervorschimmerten, bald waren es poetische Ergüsse, welche diese Werke verherrlichten. In einer Laubhütte mir gegenüber erhob sich auf einem glänzenden Altare die lorberbekränzte Büste Bellini's von Dantan in Paris, welche an ihrem Fuße die pompöse Inschrift trug: „Vincenzo Bellini, genio sublime, filosofo artista, classico ristoratore della melodica scena," und hinter dem Laube verborgen stimmte ein kräftiger Männerchor eine feierliche Hymne zu Bellini's Ehren an. Es

war ein ergreifendes und großartiges Fest, dessen Gleichen ich noch nie erlebt habe und wie man es überhaupt nur in Italien erleben kann, woselbst das leicht erregte Gefühl und der poetische Sinn des Volkes jeden Eindruck mit Frische und Begeisterung ergreift und wo sein Takt für das Richtige sich nie verleugnet. Ich wollte mich gerade erheben, um Don Cäsare und den Abbaten aufzusuchen, als einige Stimmen — insoweit ich es beurtheilen konnte von der Bank an der entgegengesetzten Seite der Statue her, mich an Ort und Stelle fesselten.

„Reden Sie nichts davon zu mir!" sagte eine Stimme, in welcher ich sofort die der Donna Ismena wieder erkannte. „Sie sind so gut und ich möchte Sie ungern betrüben, am allerwenigsten an diesem Abende, am allerwenigsten hier, wo ich so viel Grund habe, Ihnen dankbar zu sein! Seien Sie deshalb edelmüthig und fordern Sie von mir nicht Das, was ich außer Stande bin, zu gewähren."

„Und weshalb können Sie es nicht gewähren?" unterbrach Don Cäsare sie heftig, denn ihm gehörte die Stimme. „Was hindert Sie daran? Eine Einbildung, ein Schatten, ein Name oder nicht einmal das. Sie wollten, sagten sie vorher, Ihre Treue bewahren — Ihre Treue, gegen wen? Gegen Jemand, der nie eine Ahnung von Dem gehabt hat, was Sie ihm waren und welcher in der Ueberzeugung gestorben ist, daß Sie ihn nie geliebt haben!"

„Allein *jetzt* weiß er es, gerade deshalb will ich ihm meine Treue bewahren. Gönnen Sie mir wenigstens die Befriedigung, treu gegen mich selbst zu sein. Ich würde mich in meinen eigenen Augen herabwürdigen, wenn ich nun, nachdem ich ihn geliebt habe, jemals einen Andern lieben könnte."

„Ist das Ihr letztes Wort zu mir, Donna Ismena?"

„Mein erstes und mein letztes!" antwortete sie mit Wärme und Bestimmtheit. „Ich bin an diesem Abende so glücklich. Alles

was ich sehe und höre, erfüllt mich mit Entzücken und berauscht mich. Mir ist zumuthe, als wenn ich sterben sollte, denn mein Herz vermag nicht so viel Glück zu fassen! Seien Sie deshalb edelmüthig, Don Cäsare! Mein Leben zählt gar wenige glückliche Tage — lassen Sie mich deshalb einen ungemischten Eindruck von diesem Tage behalten!"

Sie erhob sich; ihr seidenes Kleid rauschte dahin und ich sah sie Beide zwischen den Platanen verschwinden.

Dieses Gespräch hatte jedoch plötzlich meinen Gedanken eine andere Richtung verliehen. Ich mischte mich wieder unter die Menschenmenge; ich wollte mich aufs Neue dem Eindrucke des Augenblicks hingeben, mich in das Meer der Töne tauchen, mich in der Poesie dieser Frühlingsnacht baden, jeden ernsten Gedanken von mir scheuchen und mich mit dem fröhlichen und lebensfrischen Volke freuen, welches mich von allen Seiten umgab — allein vergebens! Meine Gedanken kehrten immer wieder zurück zu der Statue des Harpokrates und zu der Bank. War das wirklich der lebensfrohe, muthwillige und ausgelassene Don Cäsare, welcher hier auf einmal als ein verzweifelter und unglücklicher Liebhaber auftrat? Wie war es doch möglich, daß ich mich in dem Grade über ihn hätte täuschen können? Er, bei welchem ich bis jetzt nur leichtsinnige Oberflächlichkeit und Mangel an Ernst zu finden geglaubt hatte, er, so erfuhr ich jetzt, sei das Opfer einer unglücklichen Liebe, die damit endigen müßte, ihn zu verzehren. Diese übermüthige Fröhlichkeit war also nur eine Maske gewesen, welche ein verfehltes Dasein und ein zerrissenes Innere verbarg. Ich hegte schon das tiefste Mitleid mit dem unglücklichen Musiker und begann halbwegs dem Abbaten Recht zu geben, daß es vielleicht doch am besten sei, gar nicht diese Gefühle zu kennen, welche seinem Ausdrucke nach „die Seele zwischen Hölle und Paradies" schweben ließen.

In demselben Augenblicke legte ein Arm sich in den meinigen, es war der des Abbate.

„Es ist doch wahr," sprach er lächelnd, „daß ihr Nordländer nimmer Euren Ernst und Eure Träumereien verleugnen könnt. Gehen Sie doch hier umher, lieber Freund, so tiefsinnig als seien Sie ein deutscher Philosoph. Nehmen Sie sich ein Beispiel an mir altem Manne, ich bin so fröhlich wie ein Kind und was mich am allermeisten freut, ist der Anblick meiner Landsleute. Haben Sie bemerkt, wie das Volk weich und kindlich inmitten seiner Freude ist, wie es schnell das Schöne ergreift und erfaßt und wie es warm und dankbar in seiner Bewunderung ist? O es ist ein gutes Volk," fügte er gleichsam mit sich selbst redend hinzu, „und wenn sein Todesurtheil schon unterschrieben ist, seine Schuld ist es nicht."

Neben ihm schritt ein schöner junger Mann von einem bei einem Sicilianer ungewöhnlich hohen und starken Bau, mit einem frischen und blühenden Antlitze einher. Ich betrachtete ihn natürlicher Weise mit erhöhtem Interesse, als mein Freund der Abbate ihn mir als einen Bruder Bellini's vorstellte. Ich erfuhr bald, daß auch er die Musik studirte, daß er als Organist in seiner Vaterstadt, wie sein Vater und Großvater vor ihm, angestellt sei und daß er sich unendlich glücklich fühle, durch die Ehre und die Huldigung, die hier so unerwartet seinem verstorbenen Bruder zu Theil ward. Mit einer wehmüthigen Innigkeit, die mir wohlthuend war, sprach er von der armen Heimat, von welcher sein Bruder ausgegangen, die er aber während seiner kurzen glänzenden Laufbahn immer in treuem Andenken bewahrt hatte. Was ihm jedoch die größte Freude zu verschaffen schien, war der Gedanke, daß er seinen alten Vater Don Rosario, der zu schwach sei, um an dem Feste Theil zu nehmen, von allen diesen Herrlichkeiten erzählen könne.

„Wie wird das ihm wohlthuend sein! Es wird sein Leben um Jahre verlängern!“ wiederholte er mehrmals mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke.

Während dieses Gespräches war ich wieder zu meinem Ausgangspunkte zurückgekommen und ich wurde darauf durch eine Aeußerung von dem Abbaten aufmerksam gemacht. Derselbe klagte über Müdigkeit und darüber, daß seine Beine nicht mehr so jung wie sein Herz seien.

„Kommen Sie, meine Freunde,“ sagte er; „lassen wir uns am Fuße des Harpokrates nieder. Es dürfte vielleicht der einzige Ort sein, wo keine Menschen sind.“

Als wir uns dort niedergelassen hatten, überraschte es mich nicht wenig, aufs Neue die Stimme Don Cäsare's von der Bank an der entgegengesetzten Seite der Statue zu vernehmen. Eine weibliche Stimme antwortete ihm, es war nicht die frühere.

„Meine Schwester! Still!“ flisterte Bellini.

„Allein worüber beklagen Sie sich denn eigentlich?“ frug Donna Rosaria.“ Ich dulde es nicht, daß Sie, Derjenige, der heute uns Andern so viel Freude bereitet, der einzige sein sollen, welcher betrübt ist. Sie wissen nicht, wie dankbar ich Ihnen für Alles bin, was Sie meines Bruders halber gethan haben.“

„Und wer sagt, daß ich es seinetwegen gethan habe!“ rief Don Cäsare mit einer Heftigkeit, daß es schien, als wolle er dieselbe gar nicht verbergen.

„Aber um wessen willen denn?“ frug Donna Rosaria verwundert.

„Und das können Sie fragen? das wissen Sie nicht?“

„Sie wollen doch nicht sagen .... antwortete Donna Rosaria und stotterte; „Sie können doch nicht meinen ... daß es meinetwegen ...“

In diesem Augenblicke fiel das Orchester mit einer betäubenden Passage ein und es war unmöglich, die Antwort Don Cä-

sare's zu vernehmen; soviel ich jedoch verstehen konnte, sprach er mit Heftigkeit und als die Musik sanfter wurde, vernahmen wir deutlich, daß er sich darüber beklagte, daß er nur schlecht belohnt worden sei.

„Und wie wollen Sie," antwortete Donna Rosaria mit einer Verlegenheit, welche ihre Stimme zittern machte „und wie wollen Sie, daß ich Sie belohnen sollte?"

„Sie?" frug Don Cäsare und in demselben Augenblicke ging ihm wahrscheinlich ein Licht auf, denn es trat eine Pause ein, die mir außerordentlich lang, aber Donna Rosaria wahrscheinlich noch länger erschien.

„Sie!" wiederholte er jetzt mit einer Betonung, die himmelweit verschieden von der ersten war; „sollte es möglich sein, daß Sie mich nicht verstanden hätten? Bin ich denn blind gewesen für so viel Anmuth, so viel Frische? Habe ich denn nicht gesehen, wie die zarte Knospe, die ich verließ, sich als die schönste Blume des Gartens entfaltet hat? Und können oder wollen Sie es nicht verstehen, daß man der Schwester durch ihren Bruder huldigen kann?"

Mich, der ich ein unfreiwilliger Zeuge des vorhergehenden Gesprächs an demselben Orte gewesen war, wollte es allerdings dünken, daß er ziemlich blind gewesen sei, allein Donna Rosaria war glücklicherweise nicht von derselben Ansicht. „Es ist mir allerdings," sagte sie, „zuweilen vorgekommen, als wenn ich Ihnen nicht gleichgiltig wäre, aber ich habe nie recht daran glauben dürfen, denn Sie haben immer mit mir gescherzt, als wenn ich noch ein Kind wäre und vielleicht scherzen Sie auch noch in diesem Augenblicke."

„Ja, Sie haben recht, ich habe gescherzt, gescherzt wie ein leichtsinniger Thor, gescherzt am Rande eines Abgrundes; aber, liebste Rosaria, Sie werden mein guter Engel sein, Sie werden mir die rettende Hand reichen! Nicht wahr, das werden Sie, anima della mia vita!"

„Ich reiche sie Ihnen!“ flüsterte sie mit weicher Stimme.

„Und ich nehme sie!“ rief er feurig, „und ich lege den Schwur in diese kleine Hand nieder, daß Du es nie zu bereuen haben wirst, sie in die meinige gelegt zu haben.“

„Ich danke Dir, heilige Mutter Gottes! So täuschte ich mich doch nicht,“ flüsterte Donna Rosaria.

„Ich bin es, der sich selbst getäuscht hat, meine Geliebte! Allein ich danke der Vorsehung, daß sie mich den rechten Pfad geführt hat!“ rief Don Cäsare mit einer Wahrheit des Ausdruckes, der davon zeugte, daß er aus vollem Herzen sprach. „Ich bin leichtsinnig und kindisch, allein mein Herz war nicht böse und wenn Du mir Deine Hand reichst, so werde ich mich mit Gottes Hilfe oben erhalten!“ — Wir hatten uns während der letzten Worte ganz leise genähert.

„Dazu gebe ich Dir meinen besten Segen, mein lieber Sohn!“ sagte der Abbate und legte seine Hand auf Don Cäsare's Haupt.

„Gott gebe Euch Beide seinen Segen!“ sagte Bellini und reichte Don Cäsare die Hand, während seine Schwester glühend vor Schaam ihr Haupt an seiner Brust verbarg.

Don Cäsare umarmte jubelnd den Einen nach dem Andern; endlich kam auch die Reihe an mich. „Wünsche mir doch Glück, Poet! Ich bin weit glücklicher als ich es verdiene.“

„Ja, das sind Sie,“ antwortete ich und zog ihn ein wenig bei Seite, „und seien Sie froh,“ flüsterte ich, „daß nicht ein leichtsinniger Eros oder eine plauderhafte Nymphe, sondern der Gott der Schweigsamkeit selbst zwei Mal an einem Abende Zeuge ihrer Versicherungen gewesen ist.“ Er wollte sofort mit Fragen in mich dringen .... „Schätzen Sie doch Ihr Glück,“ sagte ich, „indem ich einen Finger an die Lippen führte und mich den Andern zugesellte. Der Abbate hatte unterdessen Donna Ismena herbeigeholt und sie schon von Dem benachrichtigt, was geschehen war.

Mit einer Ruhe und Fassung, die ich zu bewundern nicht umhin konnte, trat sie lächelnd auf Rosaria zu und küßte sie zärtlich. Darauf reichte sie Don Cäsare die Hand und sagte zu ihm mit einer Stimme, die ebenso weich wie ernst klang: „mache sie so glücklich wie sie es verdient. Das es heute geschehen ist, betrachte ich als eine Verheißung für ihr Glück."

Es war unterdeß Mitternacht geworden und auf ein gegebenes Signal strömte nun das ganze Orchester, und Alles, was Stimme besaß, in den Kreis der Platanen. Ein feierlicher Chor des Andenkens: Piange Catania! piange di dolore! brachte ergreifende Wirkung hervor, beschloß das Fest und unter dem Brausen, Knallen und Funkensprühen der Raketen — denn ohne Feuerwerk geht es einmal in Italien nicht — verließen wir den Garten der Benedictiner. Der Zufall hatte mich in die Nähe Donna Ismena's geführt und ich hatte den Muth, ihr meinen Arm zu bieten. Ich gebrauche mit Vorsatz diesen Ausdruck, denn aus ihrem ganzen Wesen sprach etwas so Wunderbares, ich möchte es lieber idealisch als imponirend nennen, Dem man furchtsam ausweicht ungefähr in derselben Weise, wie man schnell die Augen schließt, wenn man gar zu dreist in die Sonne geblickt.

„Wie ich von meinem väterlichen Freunde erfahre," sagte sie zu mir, „ist es nicht das erste Mal, daß wir uns sehen."

„Wir sahen uns an einem so unheimlichen Orte, Signora," antwortete ich, „daß ich nicht einmal glaubte, Sie daran erinnern zu dürfen."

„Vielleicht befürchteten Sie auch, mich zu gleicher Zeit an meine Schwäche zu erinnern," fuhr sie lächelnd fort. „Ich leugne es nicht, daß der Anblick dieser entsetzlichen Gestalten mich tief ergriff. Wie vertraut ich auch mit dem Gedanken an den Tod bin und wie lieb dieser Gedanke mir auch ist, so fühlte ich mich doch diesen entsetzlichen Carricaturen des Todes gegenüber schwach."

„Dann sind sie jedenfalls stärker als ich, Signora, denn ich gestehe ehrlich und offen, daß ich noch nicht die Resignation besitze, mich mit dem Gedanken an den Tod auszusöhnen. Wenn ich es auch vermag, alle die bizarren Schreckbilder von mir zu jagen, mit welchen die christliche Phantasie den Tod im Gegensatze zu der einfachen und gemüthvollen Auffassung des Alterthums ausstaffirt hat, so fühle ich doch in mir ein Etwas, welches sich eben gegen den Tod empört."

„Das dürfte vielleicht deshalb sein, weil Sie tiefere Wurzeln in die Erde geschlagen haben, die unsere Füße trägt, und das ist ganz natürlich, wenn man in dieser Welt eine Aufgabe hat, die man liebt und für welche man gern lebt. Mein Gang hier auf Erden hat keine Spuren hinterlassen und ich vermag es deshalb, mich ohne Schmerz von ihr loszureißen."

„Und vermögen denn nicht solche Töne, wie sie diesen Abend um uns erklangen, Sie an die Erde zu fesseln?" frug ich.

„Glauben Sie denn nicht, daß dieselben Töne und noch weit schönere mir aus dem offenen Paradiese entgegen brausen würden. Ich kann mir den Himmel nicht anders als die eigentliche Heimat der Musik denken, und der Sterbliche, der zuerst die Gesetze der Harmonie erfunden ist in meinen Augen der wirkliche Prometheus, denn er hat dem Himmel einen Funken geraubt, der die Sehnsucht der Ewigkeit erweckt."

Wir blieben vor dem bescheidenen kleinen Hause stehen und sie reichte mir freundlich die Hand zum Abschiede.

— — Es war die erste traurige Nacht, die ich in dem Hause meines vortrefflichen Abaten verbrachte. Das bunte Fest mit allen seinen wunderbaren wechselnden Eindrücken, hatten mein Blut in Wallung gebracht. Die Musik brauste noch immer in meinen Ohren, die Menschenmenge summte und die Raketen zischten. Es war, als wenn der Schlaf mich floh. Meine Phantasie mühte sich ab, um jene Gestalten, welche sie am Abende beschäftigt

hatten, den abenteuerlichsten Situationen und Verhältnissen anzupassen. Ich machte verzweifelte Versuche, sie los zu werden, allein es war mir unmöglich, ihnen zu entrinnen. Ich kam mir selbst vor, als sei ich ein angeschossener Vogel, blutend auf dem Boden liegend, mit dem Flügeln schlagend, aber außer Stande, sich von der Stelle zu bewegen.

Endlich schien es mir, als würde die Situation eine andere, als stünde ich wieder in den Katakomben der Capuziner. Neben mir stand eine weibliche Gestalt, umhüllt von einem glänzend weißen Gewande und trotz des Glanzes, welcher ihr Locken umwallte, glaubte ich Donna Ismena wieder zu erkennen. Plötzlich begann die Musik wilder denn vorher um mich zu hausen. Die mumienhaften Capuziner bewegten sich in ihren braunen Kutten mit den brennenden Lichtern in den Händen; sie reichten einander die Hände und begannen sich in einem klappernden Todtentanze zu drehen. Die Musik und der Tanz wurde immer wilder. Die brennenden Lichter flammten wie Feuerzungen und die braunen Kutten flackerten wie Fledermäuse. Sie berührten mich fast mit ihren knöchernen Fingern, eine derselben ergriff Donna Ismena und fuhr wirbelnd mit ihr im Tanze dahin und in einem Nu war sie meinen Augen entschwunden. Ich stieß einen lauten Schrei aus und sprang vom Lager auf.

Die Sonne strahlte freundlich durch das Fenster herein und die zarten Zweige der Akazien wehten im Morgenwinde. Ich athmete erst auf, als ich ein Fenster aufgerissen hatte und die frische Morgenluft labend auf mich einströmte. Ein Blick auf die blühende Natur und die reiche Vegetation bannte allmälig die nächtlichen Erscheinungen. Die Sonne stand hoch am Himmel und der Abbate war schon draußen mit seinen Blumen beschäftigt. Ich zog mich schnell an und eilte zu ihm hinaus.

Ohne Zweifel hatte mein Gesicht mich verrathen, denn er frug mich ganz erschrocken, was mir fehlte und führte mich an

einen schattigen Platz in der Nähe. Ich erzählte ihm natürlicherweise Alles, namentlich berichtete ich mein Gespräch am Abende vorher mit Donna Ismena und meinen schrecklichen Traum. Die freundlichen Züge des Alten verzogen sich in ein schmerzliches Lächeln.

„Ich fürchte," sagte er wehmüthig, „daß Ihr Traum mehr Wahrheit enthält, als Sie selbst ahnen oder glauben. Kommen Sie, mein lieber junger Freund! Setzen Sie sich hier zu mir und ich werde Ihnen ein Gemälde aufrollen, welches vielleicht die Ruhe in Ihrem Gemüthe wieder herstellen dürfte; jedenfalls ist es gut, daß man sich mit dem Schlimmsten vertraut macht. Vielleicht wird Ihnen klar werden, daß ich, wenn ich auch selbst nicht jene mächtige Leidenschaft gekannt habe, von welcher wir gestern sprachen, doch Gelegenheit gehabt habe, dieselbe bei andern Menschen zu beobachten, und Sie werden selbst beurtheilen können, inwiefern ich Grund habe, sie zu fürchten oder nicht:

Wie flüchtig auch Ihre Bekanntschaft zu Donna Ismena ist, so glaube ich doch zu bemerken, daß sie Ihre Phantasie in einer ungewöhnlichen Weise beschäftigt. Ich bin davon gar nicht überrascht, namentlich wenn ich daran denke, daß ich selbst, ein alter Mann vor einer ganz andern praktischen Richtung oft erstaunt gewesen bin, wenn ich ihre Entwickelung beobachtet habe. Schon als Kind war sie eins jener feinen, ich möchte fast sagen, luftigen Wesen, denen geistige Entwickelung der körperlichen weit vorauseilt, welches Eltern und Freunde mit einer Art von Beben betrachten, weil sie glauben, wie es heißt, daß solche Wesen nicht lange hier auf Erden wallen. Hierzu kam noch, daß Ismena still, sinnig und verschlossen war, wie Einer, welcher in einem geheimen Verkehre mit der sichtbaren Welt lebt und Dem deshalb das Sichtbare gleichgiltig erscheint. Wenn ich als ihr Lehrer ihr Dieses oder Jenes auseinandersetzte, blickte sie mich immer mit diesem ernsten wunderbar tiefen Blicke an, den ich bei

keinem andern Menschen wahrgenommen habe. Allein ich weiß nicht, wodurch sie hätte überrascht werden können, es war, als konnte und wußte sie Alles im Voraus. Sie hatte keine Gespielinnen, und Das, was sonst die Kinder ihres Alters interessirt, war ihr vollkommen gleichgiltig. Dabei schaute sie oft stundenlang unverwandt den Himmel an und wenn man dann plötzlich zu ihr sprach, schien es, als erwache sie aus einem Traume oder würde sie aus einer Welt herausgerissen, in der sie eigentlich ihre Heimat habe.

Ihre Mutter war gleich nach ihrer Geburt gestorben und der Vater, der, wie ich Ihnen bereits erzählt habe, ein angesehener und ausgezeichneter Advocat war, liebte sie außerordentlich, allein er war dermaßen mit Geschäften überhäuft, daß ihm nicht einmal die Zeit blieb, zu bemerken, daß dieses in eigenthümlicher Weise organisirte Kind eine ganz besondere Erziehung erheische. Ich sprach oft mit ihm darüber und zwar mit stillem Kummer, allein es war, als begriffe er mich nicht.

Unter solchen Verhältnissen war Ismena zwölf Jahre alt geworden, und ich bemerkte damals mit fröhlicher Ueberraschung, daß eine merkwürdige Veränderung ihres ganzen Wesens eingetreten sei. Sie war lebhafter und mittheilender geworden, ihre feinen Gesichtszüge nahmen eine gesundere und blühende Farbe an, und ich hörte auch, daß sie zuweilen mit ihren Umgebungen scherzte und lachte. Ein Zufall gab mir den Schlüssel zu diesem Räthsel in die Hand.

Eines Abends, als ich ihren Vater besuchte, befand sich bei diesem zufälligerweise ein Fremder, mit welchem er ein Geschäft in seinem Büreau abzumachen hatte, und ich trat deshalb in den Garten, um dort seiner zu harren. Ich hatte mich auf eine Bank niedergelassen; in einer Laube in der Nähe vernahm ich eine Stimme, von welcher ich glaubte, sie gehöre Ismena an. Ich bog einen blühenden Jasminzweig zurück; es war in der That

Ismena. Sie saß an einem Tische, welcher mit Landkarten und Büchern bedeckt war, und ihr gegenüber befand sich ein junger Bursche, einige Jahre älter als sie, mit ernster Miene ihren Worten lauschend. Es war Vincenzo Bellini, dessen Vater der alte Rosario gerade einige Monate früher sich gegen mich und Ismena darüber beklagt hatte, daß sein Sohn nicht die Wißbegierde Ismena's besäße, daß er leichtsinnig und unstet sei, ihm bei seinem großen Fähigkeiten und seiner seltenen Begabung für die Musik aller Ernst fehle und daß er es deshalb nie zu Etwas bringen würde. — Sie erzählte ihm von den großen Männern Siciliens, indem sie ihre Finger über die Karte gleiten ließ und dort die Städte bezeichnete, von welchen diese ausgegangen seien. Sie sprach von Archimedes aus Syracus, von Empedokles aus Agrigent, von Epicarmus aus Megara und Daphnis aus Thermini, von Diodorus aus Argyrium und Novelli aus Morreale. Sie sprach mit Wärme und Begeisterung von den Kämpfen und Ringen dieser Männer, hob hervor, wie sie die Welt mit ihrem Ruhme erfüllt hatten und verweilte bei dem Glanze, welchen sie auf die Insel ihrer Geburt zurückgeworfen hatten.

„Aber Catania!" rief Vincenzo ungeduldig, „von Catania nennst Du ja gar Keinen!"

„Ich kenne Niemand — und es ist auch keine Aussicht, daß von Catania irgend ein großer Mann ausgehen wird," antwortete sie langsam, indem sie ihn scharf betrachtete.

„Keine Aussicht, keine Aussicht!" wiederholte er heftig und seine schönen Augen flammten, als wollten sie sagen: es ist eine Aussicht vorhanden!.... Ich ließ den Jasminzweig aus der Hand, und entfernte mich, um sie nicht zu stören; allein ich leugne nicht, daß es mir Ueberwindung kostete, den Vorhang vor dieser Scene fallen zu lassen, denn ich habe noch nie ein schöneres Schauspiel gesehen. Wenn man sich einen Engel denken könnte, welcher herabgestiegen sei, einen armen Sterblichen zu belehren, der Engel

müßte so ausgesehen haben, wie Ismena. Ich frug ihren Vater, ob er wohl wisse, was Ismena in diesem Augenblicke thäte. „Ja, sie sitzt wahrscheinlich wie gewöhnlich in der Gartenlaube und liest mit diesem Taugenichts, diesem Vincenzo. Sie hat die Idee, einen großen Mann aus ihm zu machen. Nun, wenn es ihr Freude macht, mag sie das Experiment versuchen," sprach er gleichgiltig, und ging zu etwas Anderem über.

Kurze Zeit darauf erfuhr ich von meinem alten Freunde Rosario, daß sein Sohn plötzlich ein anderer Mensch, daß er fleißig und arbeitsam geworden, daß er die merkwürdigsten Fortschritte in der Musik mache, und daß sein Genie für die schöne Kunst sich mit jedem Tage herrlicher offenbare. Der alte Mann, der mir kürzlich erklärt hatte, sein Sohn würde es nie zu etwas bringen, hegte jetzt die feste Ueberzeugung, er würde ein Wunder werden. Es verstrichen einige Jahre, während welcher das Verhältniß zwischen den jungen Leuten ganz dasselbe blieb. Ich bemerkte indeß bald, daß der alte Rosario, welcher immer nur ein mittelmäßiger Musiker gewesen war, seinen Vincenzo nichts mehr lehren konnte, und daß dieser nur die Jahre seiner Jugend vergeuden würde, wenn er nicht bald eine andere Anleitung bekäme. Ich schrieb deshalb ganz im Geheimen an meinen Freund Zingarelli in Neapel und bat ihn, er möchte sich des jungen Menschen annehmen und dessen ungewöhnlichem Talente die richtige Anleitung geben. Ich hatte meinem Schreiben einige Compositionen des jungen Bellini beigefügt und diese sprachen Zingarelli dermaßen an, daß er sich willig erklärte, ihn sogleich als Schüler anzunehmen.

Wie angenehm es nun auch Rosario war, daß ein berühmter Meister wie Zingarelli sich seines Sohnes annehmen wollte, so war es ihm doch andererseits sehr zuwider, den Sohn von sich zu lassen, weil er eitel oder blind genug war, zu glauben, er könne ihm selbst die Ausbildung geben, welche nöthig sei. Hierin wurde

er noch von Vincenzo selbst bestärkt, welcher mit der aufbrausenden Heftigkeit, die ihm eigenthümlich war, erklärte, er könne Catania nicht entbehren und er würde es durchaus nicht verlassen. Ich begriff sofort den Grund der Hartnäckigkeit und ich sah auch ein, daß, wenn irgend Jemand hier den Ausschlag geben könnte, so müßte es Ismena sein. Als ich ihr erzählte, wovon die Rede sei, erblaßte sie und die Thränen traten ihr in die Augen, denn auch sie hatte sich niemals die Möglichkeit einer Trennung von Vincenzo gedacht: allein kaum hatte ich ihr auseinander gesetzt, daß die ganze Zukunft Vincenzo's davon abhänge, und daß wir uns seines Wohles halber dieses Opfer auferlegen müßten, so warf sie sich durch Thränen lächelnd in meine Arme und gab mir die feierliche Versicherung, daß er binnen acht Tagen in Neapel sein solle. Und so geschah es. Die Briefe, die ich von Zeit zu Zeit von Zingarelli empfing, waren voll des Lobes über das ernste Streben Vincenzo's und flossen über von Verwunderung über seine musikalischen Leistungen. Allein Zingarelli bedauerte dabei zugleich, daß Vincenzo immer betrübt und schwermüthig sei und er sprach seine Befürchtungen dahin aus, daß diese gedrückte Gemüthsstimmung hemmend auf die freie und selbstständige Entwickelung seiner ungewöhnlichen Fähigkeiten einwirken dürften. Auch in Betreff Ismena's war eine Umwandelung geschehen, die ich leider nicht eine glückliche nennen konnte. Sie war wieder sinnend und träumend wie in frühern Tagen geworden und ungeachtet sie sich seit der Abreise Vincenzo's mir mit weit größerer Vertraulichkeit denn früher genähert hatte, sprach sie doch nie mit mir von ihrem eigenen Seelenzustande, vielleicht weil sie in der Unschuld ihres Herzens nicht einmal eine Ahnung von Dem hatte, was in ihr vorging. In solcher Weise verstrich ein Monat nach dem andern; sie sprach immer seltener von ihm und ich begann schon zu glauben, sie habe ihn ganz vergessen. Ich sollte jedoch bald erfahren, wie sehr ich mich täuschte.

Eines Vormittags ging ich zu ihr, um ihr einige Musikalien zu bringen, welche Zingarelli mir zugesendet hatte. Es waren die ersten Compositionen Vincenzo's, in Neapel gedruckt, darunter eine Cantate, welche er „Ismena," zur Erinnerung an die Geliebte seiner Kindheit genannt hatte, und einige musikalische Journale, in welchen diese Compositionen mit großem Lobe besprochen und seine Muse mit Aurora, die einen neuen Tag verheißt, verglichen wurde.

Sie wollte kaum ihren eigenen Augen trauen, sie starrte mit einem lieblichen Gemisch von Entzücken und Schaam auf ihren und seinen Namen auf demselben Blatte.

„Er hat mich doch nicht vergessen! Sehen Sie Padre! Er denkt noch an mich!" rief sie gleichsam triumphirend und eilte an das Clavier. Sie spielte die Musikstücke durch, eins nach dem andern, nur durch enthusiastische Ausrufe unterbrochen, wenn dieser oder jener gefühlvolle Satz oder glückliche Gedanke sie durch seine Frische und Schönheit ergriff. Endlich erhob sie sich vom Clavier; ihre Augen strahlten in Begeisterung, und ihre Wangen glühten in diesem lumen purpureum, wie es Virgil nennt. „Er wird berühmt werden! Habe ich es nicht gesagt! Er wird alle Andern überflügeln!" rief sie mit Thränen und warf sich schluchzend in meine Arme.

Sie war halb ohnmächtig geworden und ich wollte gerade Hilfe herbeirufen, als in demselben Augenblicke die Thüre aufgerissen wurde und Vincenzo in das Zimmer stürzte. Seine ersten Compositionen hatten ihm eine kleine Geldsumme eingebracht, in deren Besitz er sich kaum befand, als er ohne Zingarelli ein Wort davon zu sagen, weil er mit Grund annahm, daß dieser sich einem so übereilten Entschlusse wiedersetzen würde, nach Messina eingeschifft hatte, einige Zeilen an seinen Meister hinterlassend, in welchen er diesen wegen seines Ausbleibens beruhigte, und ihm sagte, er habe die Lust nicht bezwingen können, seine Familie und seine

Freunde wieder zu sehen, allein er hoffte bald zurückzukehren, und würde alsdann mit doppelter Lust wieder die musikalischen Studien aufnehmen. — Ein Blick auf Ismena und auf die Musik, welche sie in der Hand hielt, genügte, um Alles zu erklären. Er warf sich ihr zu Füßen, er richtete seine schönen blauen Augen auf sie mit einem Ausdrucke der Anbetung, als wenn er vor einer Heiligen niederkniete. Ich sah sie die Hände falten, gleichsam in einem Dankgebete zu Gott, worauf sie dieselben gegen ihn ausstreckte, die er mit einem überströmenden Gefühle der lange zurückgedrängten Liebe an seine Lippen preßte. Ich wollte sie nicht in ihrem Glücke stören und verließ das Zimmer, ohne daß sie es bemerkten. In der ersten Zeit nach seiner Heimkehr war Vincenzo überglücklich. Seine Freude darüber, daß er seine Familie wieder sah, war lebhaft und aufrichtig, denn er war immer ein guter Sohn gewesen, und selbst auf dem Gipfel seines Ruhmes und Glückes blieb er dieses. Auch fehlte es seiner Eitelkeit nicht an Nahrung, denn man blickte ihn jetzt in seinem Geburtsorte mit ganz anderen Augen als früher an; er hatte bereits seine Schmeichler und Bewunderer, und er begann schon einen Vorgeschmack der Triumphe zu genießen, von welchen er später so viele feiern sollte. Indeß bemerkte ich bald, daß sein Freudenbecher nicht ohne Wehrmuth sei und die unschuldige Ursache hierzu war Don Cäsare Cantu. Er war ein armer, elternloser Knabe, welcher unter meinen „Pflegekindern" erzogen worden war, wie die jungen Mädchen, wie Sie gestern hörten, sie nannten. Hier hatte er sich durch sein lebhaftes Wesen bemerkbar gemacht, hatte seine glückliche Gemüthsstimmung und sein musikalisches Talent an den Tag gelegt, und die Benedictiner hatten ihn deshalb an sich genommen und für seine Ausbildung Sorge getragen. Er war damals ein junger hübscher Bursche, einige Jahre jünger als Vincenzo und er kam oft in das Haus des Guiseppe Politi. Sie kennen ihn ja, Sie wissen also, daß er leichtsinnig und gefallsüchtig ist, aber daß

eine gute Natur in ihm wohnt. Er hatte sich nun in den Kopf gesetzt, er sei in Donna Ismena verliebt und mit der guten Meinung, die er von sich selbst hegte, zweifelte er keinen Augenblick daß es ihm gelingen würde, den Sieg zu erringen. Schon das, daß er, den Vincenzo als einen jämmerlichen Pfuscher betrachtet, es wagen dürfte, als sein Nebenbuhler aufzutreten, genügte, um den Stolz Vincenzo's zu kränken und dessen böse Leidenschaften in Bewegung zu setzen. Hierzu kam, daß ein Brief nach dem andern von Zingarelli einlief, welcher über seine lange Abwesenheit ungeduldig war und zuletzt erklärte, daß er für ihn einen Operntext liegen habe, den er jedoch einem Andern geben wolle, wenn er sich nicht unverweilt einstelle. Ismena, besorgt, daß er seine Zukunft verscherzen könnte, beschwor ihn inständig, zurückzukehren. In seiner Blindheit und seinem Mistrauen erblickte er hierin nur den Versuch ihrerseits, ihn los zu werden. Seine natürliche Heftigkeit, seine Eifersucht — doch ich will bei diesen wechselnden Gemüthsstimmungen nicht verweilen, die Sie sich weit besser ausmalen können! Genug, nach einer stürmischen Scene, in welcher er Ismena mit unverdienten Vorwürfen überhäufte, reiste er plötzlich ab — ebenso plötzlich wie er gekommen war.

Daß dieses sein Betragen einen schmerzlichen Eindruck auf Ismena gemacht hatte, war mir klar. Indessen ließ sie sich denselben nicht merken und wenn Andere in ihrer Gegenwart sich scharf über Vincenzo's Heftigkeit und seinen Jähzorn aussprachen, so vertheidigte sie ihn stets und suchte Alles hervor, was irgend zu seiner Entschuldigung und zu der Milderung des Urtheils beitragen konnte. Sie litt indeß augenscheinlich und mir wollte es vorkommen, als wenn ihre körperlichen Kräfte sich im Abnehmen befänden.

Von Vincenzo selbst erfuhren wir nun lange Zeit gar nichts, dagegen wußte ich aus Berichten von Zingarelli, daß er sich mit verdoppeltem Eifer auf die Musik geworfen habe und daß gleich-

sam ein Trotz in seinem Wesen sich geltend machte, welcher seine Energie hob und seine Arbeitskraft erhöhte. Bald bedurften wir nicht länger der Privatschreiben, um etwas über ihn zu vernehmen — seine erste Oper „Bianca e Fernando" machte Glück auf dem Theater St. Carlo und verschaffte ihm eine Einladung nach Milano, welche insoweit von Bedeutung war, als sie ihm die Gelegenheit gab, in einem Alter von einigen zwanzig Jahren eine Bühne ersten Ranges zu betreten, eine Ehre, die vielleicht früher nie einem so jungen Musiker zu Theil geworden ist. Die Zeitungen strömten nun über von seinem Lobe und brachten immer neue Mittheilungen von ihm. Im Theater la Scala war Rossini funfzehn Jahre hindurch Alleinherrscher gewesen, allein die Unstetigkeit des Publicums, welches immer seine eigenen Götter in den Staub tritt, kam hier Bellini zu Hilfe. Wie jung er auch war, so schien es doch als wenn er diese Wahrheit erfaßt hätte, denn er verließ ganz den rossinischen Styl, welchen Paccini, Mercadante, Carafa und vor allen Donizetti nachahmten, indem er der Ansicht war, daß eine einfachere und gefühlvollere Manier dort, wo schon alle lärmenden Effectmittel verbraucht waren, ein neues Interesse erwecken würde. In diesem Geiste schrieb er „il Pirata," welcher in Rubini den glücklichsten Darsteller fand, und nun stieg seine Berühmtheit mit jedem Tage. Die Erzählung von seinem Zusammentreffen in Bologna mit Rossini ging in Italien von Mund zu Munde, und Jedermann auf ganz Sicilien wußte, daß der große Meister ihn mit Lobreden überschüttet, daß Bellini vor innerer Bewegung erblaßt wäre und hervorgestammelt habe, er sei noch ein Anfänger, und daß Rossini ihn darauf unter Thränen umarmt und geantwortet hätte: ja wohl, allein Sie beginnen dort, wo wir Andern aufhören.

Für Venedig schrieb er nun: I Capuletti e Montecchi und für Milano, welches seine zweite Heimat geworden war, „la Straniera" und „la Sonnambula." Sein Ruhm war jetzt

gegründet, und man zählte ihn schon zu den ersten Componisten Italiens. Der Enthusiasmus steigerte sich noch, als er seine Norma vollendet hatte. Ich selbst war damals in Milano auf einer archäologischen Mission begriffen und sah die Malibran in Norma auftreten. Ich vernahm, daß man Bellini früher der Vernachlässigung der Instrumentation beschuldigt hatte. Er hatte sich aber diesen Vorwurf zu Herzen genommen und sein Styl war diesmal grandioser als in irgend einem seiner frühern Werke; das ganze Publicum fühlte dieses, und die Malibran mag es auch gefühlt haben, denn von solchen Tönen hatte ich damals noch nie geträumt. Bellini war nun der Stolz Italiens, man lud ihn nach Paris und London unter den glänzendsten Bedingungen ein, allein er wollte vorher noch einmal seine Geburtsstadt wiedersehen, zu welcher eine geheime Sehnsucht ihn stets wieder zurückzog. Im Februar 1832 kam er in Neapel an, wo man Alles erschöpfte, um ihn für immer zu fesseln. Man ging sogar so weit, daß man ihm achttausend Ducati für eine neue Oper bot, wenn er sich verpflichten wollte, dieselbe in Neapel zu vollenden. Er wollte indeß nichts versprechen, sondern ging sogleich an Bord eines Schiffes, welches im Hafen segelfertig nach Palermo lag. Hier wurde er schon auf dem Molo mit Jubel empfangen und man führte ihn im Triumphe durch die Straßen in die Academia filarmonica, wo seine lorberbekränzte Büste in einem festlich geschmückten Saale aufgestellt war und wo der Herzog von Monteleone ihn als Denjenigen begrüßte, der von allen Zeitgenossen im höchsten Grade die Insel seiner Geburt verherrlicht habe. Seine Reise durch Sicilien war ein ununterbrochener Triumph, in Messina hatte man ihm Ehrenpforten errichtet und als er in das Theater trat, erhob das ganze Publicum sich zum Beweis seiner Hochachtung. In seiner Geburtsstadt strömte ihm die ganze Bevölkerung entgegen, er wurde in feierlichem Zuge in den Festsaal des Communalgebäudes geführt, woselbst man ihm eine goldene Medaille mit

der Inschrift: Vicenlius Bellini Cataniensis musicae decus überreichte und woselbst im Namen der Stadt seinem Vater eine lebenslängliche Pension votirt wurde. Solcher Ruhm und solche Huldigungen konnten nicht umhin, einen tiefen Eindruck auf das gefühlvolle Herz Bellini's zu machen. Er brach in Thränen aus, und als das Fest zu Ende war, ergriff er meinen Arm und zog mich mit sich. Er sprach unterwegs kein Wort zu mir, sondern ging mit schnellen Schritten nach der Wohnung Ismena's. Gleichsam von einem Instincte geleitet, eilte er in den Garten auf die Laube zu, wo er und Ismena so oft in ihren Kinderjahren neben einander gesessen hatten, und im nächsten Augenblicke lagen Beide sich in den Armen, ihre Lippen begegneten sich, ihre Seelen verschmolzen in der reinsten Harmonie, es war, als habe noch nie ein Misverständniß obgewaltet und als sei auch keine Erklärung nöthig. Mir war es ein Bild des Paradieses, denn in solcher Weise denke ich mir, daß jeder Mislon hier auf Erden sich droben auflösen wird. Das glückliche Wiedersehen sollte nur gar zu schnell gestört werden. Wo Bellini geblieben war, hatte das Gerücht wie ein Lauffeuer ausgestreut und bald war der Garten mit Freunden und Bekannten erfüllt, welche hinzuströmten, um den Zurückgekehrten zu begrüßen und seine Hand zu drücken. Der kleine Garten, der so lange Zeit hindurch nur ein stummer Zeuge der Trauer Ismena's gewesen, wiederhallte nun von Jubel und Scherzreden von allen Seiten. Es war, als würde hier ein großes Familienfest gefeiert, bei welchem ein und derselbe fröhliche Gedanke Alle erfüllt. Es schien als sei Ismena vollkommen glücklich, als wenn ein neuer Frühling ihr erblühe, ihre Augen strahlten mit verjüngtem Leben, ja selbst auf ihren sonst so blassen Wangen glühte wieder Gesundheit und Schönheit in ihrer ganzen Farbenpracht. Dieser Tag war der schönste ihres Lebens — allein er sollte auch der letzte sein. Es war um die Zeit des Ave, die Glocken läuteten und

die Sonne warf ihre letzten Strahlen zum Abschiede über die Wipfel der hohen Pappeln, welche den Garten umgaben. Da erblickte ich Ismena, ihren Arm in dem Vincenzo's, an mir vorübergehen; ich hörte zwar nicht, daß sie sprachen, allein ich sah, daß ihre Blicke sich in unbeschreiblicher Zärtlichkeit begegneten. Plötzlich stieß sie einen Schrei aus und preßte die Hand gegen das Herz. Ich eilte hinzu, sie sah blaß wie eine Leiche und lag ohnmächtig in unseren Armen. Es entstand ein allgemeiner Schrecken und Alles gerieth in Verwirrung; Vincenzo rang die Hände und rief den Himmel und alle Heiligen zum Beistande an. Glücklicherweise war der berühmte Arzt Gemmellara zugegen und durch seine kräftige Hilfe wurde Ismena wieder zum Bewußtsein gebracht. Er verordnete die tiefste Ruhe und man verließ in einer gedrückten Stimmung den Garten.

„Noch spät am Abend begab ich mich noch einmal zu ihr. Ich traf Gemmellara auf der Treppe und wir traten zu ihr ein. Sie war sehr blaß und ruhte mit geschlossenen Augen auf dem Lager, als ob sie schliefe. Nach Verlaufe einiger Augenblicke, während welcher ich mit großer Angst in seinen Blicken zu lesen versucht hatte, sagte Gemmellara: „Nur ein leichtes Fieber ist noch zu überstehen und die Krisis ist für dieses Mal vorüber." — „Für dieses Mal?" wiederholte ich erschrocken, „es ist also wirklich Gefahr vorhanden?" — Er blickte mich ernst an. — „Das Damoklesschwert hängt über ihrem Haupte," sagte er. „Sie ist eine so zarte Natur, daß eine starke Gemüthsbewegung, mag sie Freude oder Kummer sein — die erste vielleicht noch sicherer als die letzte — sie zu tödten im Stande sein wird". — „Und wie lange? .... wie lange?" .... Ich vermochte nicht weiter zu sprechen, denn Thränen erstickten meine Stimme. — „Das weiß Niemand"! sagte er ernst; „der Tod hat sie bis jetzt nur gezeichnet; er folgt ihr, wenn sie ihr Lager sucht und wenn sie es wieder verläßt, wenn sie auf einen Ball geht und wenn sie zur Kirche schreitet; allein

es können Monate, ja vielleicht Jahre vergehen, bevor er seine Beute ergreift."

Am folgenden Tage hatte sie schon das Bett verlassen, allein sie war sehr still und gegen Alle, selbst gegen Vincenzo zurückhaltend. Wenn man zu ihr von dem Schrecken sprach, welchen man um ihretwillen ausgestanden hatte, so lächelte sie nur und versicherte, es sei blos eine Ohnmacht, ein plötzliches Unwohlsein gewesen, welches glücklich überstanden sei.

Einige Tage darauf besuchte mich Vincenzo; er sah blaß und verstört aus und sagte, er käme, um Abschied zu nehmen. Ich erstaunte über diesen plötzlichen Entschluß und frug ihn theilnehmend, wodurch derselbe wohl hervorgerufen sei. Er beklagte sich mit Heftigkeit und unter Thränen über das Betragen Ismena's; er könne aus ihr nicht klug werden. Er sagte, er hätte nach der Scene des Wiedersehens, bei welcher ich selbst zugegen gewesen war, glauben müssen, er sei von ihr geliebt, und er habe darauf Pläne für die Zukunft gebaut; sie sei jedoch schon Tags darauf sonderbar zurückhaltend gegen ihn gewesen und sei gleichsam mit Vorsatze jeder Erklärung aus dem Wege gegangen, und als er in sie gedrungen, habe sie sich benommen, als verstände sie ihn nicht und habe ihn mit Kälte behandelt. Ich versuchte ihn zur Vernunft zu bringen, allein er wollte mich nicht hören. Er versicherte mit steigender Heftigkeit, daß sie mehrere Tage hindurch dasselbe Betragen behauptet habe, daß er diese Launenhaftigkeit nicht zu ertragen vermöchte und daß er es für eine Herabwürdigung seiner selbst halten würde, um ihre Hand zu betteln, — am allerwenigsten wolle er das jetzt, wo sie reich und unabhängig sei.

Um ihn zu beruhigen, versprach ich, mit Ismena zu reden und wenn ich irgend eine tröstende Nachricht bekäme, ihm dieselbe unverweilt mitzutheilen, im entgegengesetzten Falle sollte er noch an demselben Abende abreisen.

Ich ging also zu ihr, und mit dem Rechte, welches mein Alter und meine Stellung mir gab, sprach ich meine Ansichten aus und frug sie ohne Umschweife was sie wohl dagegen haben könne, sich mit einem Manne zu vereinigen, den sie doch gewiß geliebt habe und den ganz Italien bewundere. Sie blickte mich fest und ernst an und antwortete darauf ruhig aber mit einer Stimme, die mich im innersten Herzen traf: „Weil man den Tod nicht mit dem Leben vermählen soll."

Als ich sie erstaunt ansah, fuhr sie fort: „Ich hörte, was Gemmellara an jenem Abende sagte, als Sie mit ihm zusammen zu mir eintraten und wahrscheinlich in dem Wahne standen, daß ich schlafe. Sie wissen es selbst, er sprach mein Todesurtheil aus". — Ich versuchte, diese Gedanken bei ihr zu verscheuchen, allein sie unterbrach mich schnell: „Sparen Sie Ihre Worte, Padre! Sie wissen es besser, Gemmellara täuscht sich nie. Ich liebe Vincenzo mehr als mich selbst, mehr als alles Andere auf der ganzen Welt. Es ist das einzige Glück meines Lebens gewesen, zu denken, daß sein Name einst berühmt und den Besten zugezählt werden sollte; die glückliche Kunst, die er treibt, erheischt Freude und Aufmunterung, aber der Gedanke an das Kreuz, welches ich mit mir führe, würde nur seine Inspirationen tödten, ein Bleigewicht an seine Flügel binden."

„Allein weshalb sagen Sie ihm das nicht selbst?" frug ich. „Warum vergelten Sie ihm nicht wenigstens seine Liebe mit Vertrauen?"

„Weil ich weiß, daß er mich mit Bitten bestürmen und daß ich vielleicht schwach genug sein würde, diesen nachzugeben. Ich kenne ihn besser. Er ist vor allen Dingen stolz und duldet keine Zurücksetzung. Das, was er nach Ihren eigenen Aeußerungen meine Launenhaftigkeit und meinen Geldstolz nennt, wird er schnell vergessen, wenn er sich wieder in die Arme seiner Kunst wirft und er wird alsdann vielleicht bei einer Andern das Glück

finden, welches ich ihm nicht schenken darf; allein der Gedanke an meinen frühen Tod würde seine Kraft lähmen und vielleicht sein Herz brechen."

„Und Sie bewundern nicht," rief ich mit Wärme, indem ich mich an den Abbaten wendete, „Sie bewundern nicht ein Gefühl, welches einen solchen Heroismus aufweist? Welche Selbstbeherrschung, nicht allein sich selbst für Denjenigen zu opfern, den man liebt, sondern sich auch darein zu fügen, verkannt zu sein!"

„Ich bewundere das Gefühl", antwortete er ernst, „allein ich fürchte es deshalb nicht weniger."

„Ueber Das, was jetzt folgte," fuhr er fort, „kann ich mich kurz fassen. Noch an demselben Abende reiste Vincenzo ab, um nimmer wiederzukehren. Es zeigte sich bald, daß Ismena ihn richtig beurtheilt hatte. Nach einem kurzen Aufenthalte in Frankreich ging er mit der Pasta nach London, um dort seine Opern in Scene zu setzen. Er wurde mit Ruhm und Gold überschüttet und kehrte nach Paris zurück, woselbst die Puritaner unter allgemeinem Jubel aufgeführt wurden, — und während dieses Jubels erkrankte er plötzlich und wurde am 24. September 1835 von einem hitzigen Fieber hinweggerafft, an demselben Abende, an welchem die Puritaner über die Bühne gingen, und die große Opera von einem „Es lebe Bellini!" nach dem andern wiederhallte.

Rossini, welcher eine väterliche Neigung für seinen jungen Nebenbuhler gefaßt hatte trug selbst Sorge um seine Beerdigung und sämmtliche Künstler von Paris begleiteten seinen Sarg. In einem Danksagungsschreiben, welches der alte Rosario bei dieser Veranlassung an Rossini schrieb, schilderte er in einer rührenden Weise seine Trauer und die seiner ganzen Familie. „Der Verlust meines geliebten Sohnes," schrieb er, „bringt mich zur Verzweiflung. Seine Mutter und meine ganze Familie sind dermaßen untröstlich, daß wir von jetzt an das Leben nur als eine Last be-

trachten können. Ich bin der unglücklichste Vater und in den wenigen Tagen, die ich noch zu leben übrig haben werde, kann ich nur weinen." Die Zeitungen, welche die Berichte von seiner Beerdigung mittheilen, erzählen, daß er auf dem Todtenbette zu wiederholten Malen den Namen Ismena ausgesprochen habe und daß somit seine Gedanken in seinen letzten Augenblicken bei seiner ersten Composition verweilt hatten. Sie wissen es nun besser. —

Die Erzählung des Abbaten hatte nicht die beabsichtigte Wirkung, sie stellte das Gleichgewicht meines Gemüths nicht wieder her; im Gegentheile schien es mir, als ruhe eine Centnerlast auf meinem Herzen, welche ich bald abschütteln müßte. Mein Plan war schon gefaßt, und ich theilte denselben Don Ferrara mit. Ich wollte einen kleinen Ausflug auf einige Tage nach den schönsten und reichsten Gegenden bei Aci und Giarre unternehmen und als Ziel dieses Ausfluges hatte ich den berühmten riesenhaften Kastanienbaum, castagno di cento cavalli, gewählt, von dem ich früher so viel gehört und gelesen hatte. Don Ferrara billigte vollkommen meinen Entschluß. Er entwarf mir eine Reiseroute, gab mir einige Empfehlungsbriefe auf den Weg und noch vor Mittag saß ich bereits auf meinem Maulthiere. Ich will hier über jene Tage hinweggehen, die nichts mit meiner Erzählung zu thun haben und mich auf die Bemerkung beschränken, daß sie reich an Genüssen waren, und daß ich hier abermals Gelegenheit hatte, dieselbe sich mir wiederholt aufdringende Erfahrung zu machen, daß es doch nichts giebt, welches in dem Grade, wie die Natur es vermag, den Gedanken aus diesem oder jenem Zauberkreise, in welchen er sich verstrickt hat, herauszureißen. Kurz, ich war ein ganz anderer Mensch, als ich am vierten Tage darauf des Nachmittags wieder durch die Porta di Aci hineinritt.

Als ich eine Strecke weiter in die Stadt gelangt war, bemerkte ich ein ungewöhnliches Leben. Die Glocken läuteten und die Leute eilten die Straße hinauf, alle in einer Richtung.

In der Meinung, daß hier irgend ein kirchliches Fest gefeiert werde, bei welchem zugegen zu sein ich nicht versäumen dürfe, gab ich meinem Führer das Maulthier und folgte dem Strome. Meine Vermuthung schien sich zu bestätigen, denn plötzlich befand ich mich vor der Kirche der Benedictiner. Als ich eintrat, war diese mit Menschen angefüllt und eine monotone Trauermesse strömte in hellen Tönen durch die Wölbungen. Zu gleicher Zeit begann die mächtige Orgel mit wilden herzzerreißenden Klängen zu brausen, die in einer sonderbaren Weise mir meinen unheimlichen Traum in's Gedächtniß zurückriefen. Ich weiß nicht, welche Macht mich vorwärts trieb, allein ich blieb erst vor einer Schaar Gestalten in weißen Gewändern, mit über die Häupter gezogenen Capuzen und flammenden Kerzen in den Händen, stehen. Von ihnen ging der monotone Trauergesang aus, und ich sah nun, daß sie einen Kreis um eine offene prächtig ausgeschmückte Bahre bildeten. Ich trat näher heran — allein plötzlich flimmerte es vor meinen Augen und ich war genöthigt, mich an einen der Weißmäntel zu stützen, um nicht umzusinken — ich sah Ismena. Die zarten Hände über die Brust gefaltet, einen Kranz von frischen erst aufgeblühten Rosen um die marmorweiße Stirn, lag sie dort auf der Bahre; ihre reinen Züge blieben im Tode unverändert und diese Ahnung von dem Himmlischen, welche schon auf Erden über sie verbreitet war, schien jetzt in ihrer ganzen verklärten Schönheit hervorzutreten. Sie war in ein weißes schimmerndes Gewand gehüllt, ganz so, wie ich sie in meinem Traume erblickt, und um die Illusion vollkommen zu machen, brach in diesem Augenblicke die Sonne durch eins der hohen Kirchenfenster und legte ihren vollen Glanz einer Glorie gleich um ihre Locken: „una santa! una santa!“ (das ist eine Heilige!) ertönte es um mich her, und eine Stimme in meiner Brust wiederholte die Worte. Mit einem einzigen Gedanken umfaßte ich ihr ganzes Dasein, dieses lange Märtyrerthum, welches jetzt die Krone errungen,

ganz so wie man zuweilen von einem hohen Punkte mit einem einzigen Blicke eine unendliche Strecke im Umkreise überschaut. Von den übrigen Ceremonien weder sah noch hörte ich etwas. Ich setzte mich abseits auf eine Bank und ließ meinen Thränen freien Lauf.

Als ich mich erhob, um die Kirche zu verlassen, war diese bereits leer; hier und da ging noch ein Sacristan umher, und ordnete, was in Unordnung gerathen war und einige arme Kinder lagen auf den Fließen und lasen das herabgetropfte Wachs auf. Allein von der Orgel herab ertönte das herrliche „Salve Regina" von Pergolese weich und schmelzend durch die Räume. Es lag ein so himmlischer Trost, eine solche Versöhnung in diesen Tönen, daß ich mich von ihnen nicht loszureißen vermochte. Ich begab mich zu der Orgel — da fand ich Don Cäsare Cantu. Er saß dort in Thränen gebadet und war allein zurückgeblieben, um der Verklärten dieses letzte tönende Lebewohl zu bringen. Als er mich erblickte, sprang er empor und warf sich weinend in meine Arme. Ich bestrebte mich, ihm Trost einzuflößen und wir verließen gemeinschaftlich die Kirche. Als wir auf die Straße traten, blieb er plötzlich stehen, zog sein Taschentuch hervor, hauchte auf dasselbe und drückte es gegen seine Augen: „Sagen Sie mir," sprach er, „man sieht doch wohl nicht, daß ich geweint habe? Es dürfte vielleicht meiner neuen Braut ein Aergerniß geben, und sie ist bei weitem nicht so geduldig wie die Andere. Addio caro poeta! Jetzt darf ich nicht länger ausbleiben!... Uebrigens," fügte er hinzu, indem er sich Gewalt anthat, um seine innere Bewegung zu bemeistern, „übrigens bin ich doch im Grunde verdammt glücklich gewesen. — Ich hätte ja in der That riskirt, an meinem Hochzeitstage Witwer zu werden."

„Das ist ein schlechter Scherz, lieber Don Cäsare," antwortete ich, „allein ich weiß besser, was hinter demselben sich verbirgt."

Er drückte mir freundlich die Hand und eilte davon.

Von meinem alten Freunde erfuhr ich bei meiner Rückkehr in sein Haus, was geschehen war. An demselben Tage, an welchem ich abreiste sei Ismena heftig erkrankt und ihr Zustand habe sich mit jedem Augenblicke verschlimmert. Ein heftiges Fieber, welches die Aerzte nicht zu bewältigen vermochten, raste in ihren Adern und ließ das Schlimmste befürchten. „Am Abende des folgenden Tages," erzählte der Abbate, „wurde ich zu ihr gerufen, um ihr das Sacrament zu reichen. Es war ein schwerer Gang, als ich durch die finstern Straßen die Monstranz in der Hand und den kleinen Chorknaben mit seiner klingenden silbernen Glocke vor mir einherschritt. Die Fenster der Häuser wurden allmälig erhellt und jeder Vorübergehende schloß sich uns an. Als ich zu ihrer Wohnung kam, war die ganze Straße mit knienden Frauen, mit Armen und Kindern, denen sie immer Wohlthaten erwiesen, und welche jetzt für ihre Seele beteten, angefüllt."

„Ich habe Ihnen nichts zu beichten, Padre!" sagte sie, als ich an ihr Lager trat. „Sie wissen, daß ich Ihnen mein Inneres immer offen dargelegt habe." Ich kniete an ihrem Haupte nieder und reichte ihr das Allerheiligste. Kurz darauf gab sie mir die Hand zum Lebewohl und bat mich, ein kleines Portrait zu holen, welches an der Wand hing. Es war das Portrait Bellini's, welches dieser ihr selbst gegeben hatte. Sie hielt es mit beiden Händen und ihre Augen, in welchen der wunderbare Glanz flammte, den man nur bei Sterbenden erblickt, haftete an dem Portrait. In solcher Weise lag sie lange still und regungslos, nur ein einziges Mal sah ich, daß sie das Crucifix, welches vor ihr lag, küßte, als wenn sie den Gekreuzigten um Vergebung flehen wollte, daß ihre Gedanken in diesem Augenblicke bei einem irdischen Gegenstande verweilten. Kurz darauf schien es, als überwältige sie das Fieber aufs Neue; sie begann von ihrer Jugendliebe und von der kleinen Laube im Garten zu phantasiren,

das Portrait glitt ihr aus den Händen und eine halbe Stunde später war der Kampf beendet und ihr reines Herz hatte zu schlagen aufgehört. Ihr ganzes Vermögen hatte sie noch am Morgen desselben Tages zwischen der Schwester Bellini's und meinen armen verwaisten Kindern getheilt. —

Als ich einige Tage darauf zu meinem lieben alten Freunde eintrat, um mich für immer von ihm zu verabschieden, saß er und schrieb. Ich dankte ihm mit bewegtem Herzen für all seine Güte gegen mich und wünschte ihm ein langes und glückliches Leben. „Ach, reden wir nicht davon," sagte er bewegt. „Ich bin ein alter Mann und ich vertrage nicht viel solche Stöße wie dieser letzte."

Als er sah, daß diese Aeußerung mich betrübte, fügte er lächelnd hinzu: „Nun, lassen Sie das gut sein. Vor einigen Wochen besuchte mich ein junger Engländer, welcher, wie es schien, viel Zuneigung für mich faßte. Er wünschte mir zum Lebewohl wie Sie, ein langes und glückliches Leben. Damals schrieb ich auch gerade und zwar an einer Abhandlung über die Erdbeben im Jahre 1693 und bemerkte scherzend, daß ich nicht einmal wüßte, ob ich noch die Stahlfeder verbrauchen würde, die ich gerade in der Hand hielte. Und wissen Sie, was er mir antwortete?" frug er lächelnd, indem er ein kleines, schönes Kästchen geschmackvoll mit Gold und Stahl ausgelegt, hervorzog. „Er sendete mir noch an demselben Tage dieses Kästchen mit sechstausend Stahlfedern, begleitet von einigen Zeilen, worin er mich versicherte, daß wenn ich die Federn verbraucht hätte, es ihm ein Vergnügen sein würde, mir mehrere zu senden . . . ."

„Das wird ein hagrer Mann gewesen sein," unterbrach ich ihn, „mit einem sonderbar melancholischen Ausdrucke, verschlossen und wortkarg?"

„Ja, ganz richtig! Er hieß Sir Williams. Dort liegt sein Brief. Haben Sie ihn gekannt? Mir will es scheinen, als sei er ein lieber braver Mann."

„Ja, das ist er gewiß!“ antwortete ich. „Ich erkenne ihn sofort an diesem Zuge wieder. Wie das ihm ähnlich sieht! . . .“

Mehrere Jahre nach meiner Rückkehr in's Vaterland las ich zufälligerweise im Journal des Débats folgenden Artikel: „Auf Sicilien dauern noch immer die Verhaftungen fort. Nichts hat jedoch einen solchen Unwillen hervorgerufen als die Thatsache, daß der fast siebenzigjährige Don Francesco Ferrara, einer der berühmtesten Gelehrten und ehrenwerthesten Charaktere Siciliens — auf Grund des Verdachtes an dem letzten mislungenen Aufstande Theil genommen zu haben — in Fesseln nach Neapel abgeführt worden ist. Wir werden nicht unterlassen, das Weitere hierüber mitzutheilen.“

Das Weitere hierüber ist mir indeß nie vor Augen gekommen und auf einen Brief, den ich, durch jenen Artikel veranlaßt, an einen Bekannten in Catania schrieb, erhielt ich keine Antwort. Ich weiß deshalb noch nicht, ob vielleicht einer der edelsten und liebenswürdigsten Männer, die ich jemals gekannt, seine letzten Lebenstage in einem dieser entsetzlichen Gefängnisse schmachtete, mit welchen Mr. Gladstone uns bekannt gemacht, oder ob er in der Erde ruht, die er über Alles geliebt und durch seine Schriften verherrlicht hat.

IV. Palermo.

Vom Meere aus geſehen bietet Palermo einen außerordentlich intereſſanten Anblick. Es liegt auf einer Ebene an den Ufern des reizenden Mittelländiſchen Meeres, welches ſeine blauen länglichen Wellen gegen dieſe Küſten rollt. Es iſt in einem Halbkreiſe von fünfundzwanzig mehr oder weniger hohen Bergen umgeben, von welchem Monte Pellegrino der höchſte gegen Weſten und Catalfaro gegen Oſten iſt. Die maleriſchen Geſtaltungen dieſer Berge, ihr lebhaftes wechſelndes Farbenſpiel, das unendliche Blau des Meeres, die Menge der Schiffe, das Leben, welches im Hafen wogt, die zahlreichen Villen und üppigen Gärten, welche Palermo umſchließen, verleihen der Stadt eine Abwechſelung, eine Schönheit und Anmuth wie ſich derer vielleicht keine andere Stadt in Europa rühmen kann.

Aber ſowie Palermo unleugbar vor allen Städten eine der ſchönſten iſt, ſo iſt ſie auch eine der reichſten und von der Natur geſegnetſten, und nicht ohne Grund nannten ſie die Alten: die Glückliche. Der Reichthum und die Fruchtbarkeit der palermitaniſchen Ebene iſt auf Sicilien ſprüchwörtlich. Dieſe Ebene iſt eine goldene Schale, ſagen die Dichter, in welcher die Göttin des Ueberfluſſes ihre köſtlichſten Früchte verwahrt. Große Oliven- und Pomeranzenwälder breiten ſich nach allen Seiten aus; die Palmen ragen hoch empor und ſtrecken ihre grünen, Kühlung

wehenden Kronen mit derselben Ueppigkeit aus wie unter dem prächtigen Himmel Arabiens; das Zuckerrohr gedeiht hier und vor der Entdeckung Amerika's war der Zucker einer der wichtigsten Handelsartikel Siciliens. Flachs und Getreide werden in großer Menge von Palermo ausgeführt und an den Flüssen und Quellen, welche die Felder durchrieseln, treibt die Papyrusstaude ihren langen grünen Stengel und ihre kleinen palmenähnlichen Kronen.

Die Stadt selbst hat gleichfalls ein malerisches und ungewöhnliches Ansehen. Zwei lange und schnurgrade Straßen, die strada Toledo oder Cassaro und die strada nuova oder Macqueda, welche einander in der Form eines Kreuzes durchschneiden, theilen die Stadt in vier Theile. Der Durchschnittspunkt, welcher von vier schönen mit Marmorstatuen und Fontainen gezierten Palästen begrenzt ist, bildet einen kleinen schönen Platz: piazza Villana oder quattro cantoni genannt. Wenn man in diesem Mittelpunkte sich befindet und von hier aus einen Blick durch die vier Straßen wirft, welche die Stadt nach allen Richtungen hin durchschneiden und in welchen ein Leben und ein Volksverkehr wie kaum in Neapel herrschen, bieten sich dem Auge die malerischsten Prospecte dar. Der Horizont gegen Süden, Osten und Westen ist von den hohen Bergen begrenzt, welche sich gigantisch über die Häuser emporheben, und gegen Norden erstreckt sich das Meer mit seiner dunkelblauen Fläche, die gleichsam gegen den lichteren Himmel sich hebt. Die Häuser sind hoch und erhalten durch die zusammenhängenden Reihen von eisernen Balkonen, welche das ganze Jahr hindurch Blumen und Orangenbäume bedecken, ein eigenthümliches Gepräge, und in den Parterreetagen, welche man überall zu Läden eingerichtet hat, geht die Oeffentlichkeit noch einen Schritt weiter, als in Neapel, denn diese sind gewöhnlich ganz ohne alles Mauerwerk nach der Straße hinaus, sie werden nur von einer oder zwei Säulen getragen, so-

daß man glaubt, man wandle in einem orientalischen Bazar und nicht in einer europäischen civilisirten Handelsstadt. Hier und dort treten uns prächtige Granitbogen aus der Zeit der Saracenen entgegen. Sie dienen irgend einem alten baufälligen Hause zur Einfahrt; tritt man in die Vestibule eines solchen Hauses, so erblickt man nicht selten am Hintergrunde dreifach geschnörkelte Colonnaden von arabischer Architektur, schlanke moosbewachsene Säulen, durch das Alter und die Zeit dunkelgefärbt und mit Epheu umwunden. Sie rufen in der Phantasie die Bilder faltenreicher Kaftane, bunter Turbane und blitzender Damascenerklingen hervor, aber zwischen diesen Colonnaden sitzt jetzt ein Schuhmacher bei seinem friedlichen Geschäfte oder ein Schmied schürt sein Feuer und hämmert auf seinem Ambos.

Dicht vor der Stadt erstreckt sich die anmuthige Promenade la Marina, welche sowohl durch ihre schöne Lage als durch die Pracht, mit welcher sie angelegt ist, eine der schönsten Spaziergänge der Welt darbietet. Am späten Nachmittage erblickte man hier die vornehme palermitanische Welt, ihren Reichthum und Luxus entfaltend, und man braucht nur einmal durch diese Promenade zu gehen, um sich von der höchst ungerechten Anschuldigung zu überzeugen, daß die Palermitanerinnen nicht schön seien. Längs des Meeres paradirt eine lange Reihe der Bourbonen: weiße Marmorstatuen mit schweren, schweren Marmorkronen auf den Häuptern; man sieht es diesen Statuen an, daß es keine so leichte Sache ist, König zu sein und daß die Krone Sicilien's schwer auf den Häuptern der Bourbonen gelastet hat; sie kehren auch insgesammt der Stadt den Rücken und blicken über das Meer hinaus, als wenn sie hier nicht recht zu Hause seien.

Gegen Abend wird es auf dieser Promenade heiterer und lebhafter; die vornehme Welt, welche in allen großen Städten dasselbe Gepräge trägt, hat sich zurückgezogen, und namentlich an den Festtagen beginnt nun das Volksleben sich in all seiner

Frische und Fülle zu entfalten. Handwerker und Marinari, diese letzteren in ihren braunen benähten Mänteln und ihren weißen Mützen mit langem herabhängenden Zipfel erscheinen nun mit ihren Frauen und Kindern. Die Guitarre und das Tambourin klingen, die Boschspieler werfen ihre Kugeln und der Erzähler sammelt seine Zuhörer um sich. Er ist schon mitten in der Erzählung von Karl dem Großen und Aldobella, von Rinaldo und Orlando. Um einige Gran kann man hier die wunderbaren Märchen und hinreißenden Stanzen Ariosts in dem breiten sicilianischen Dialekte travestirt hören, welcher, aufrichtig gesprochen, trotz der Versicherungen Dante's und Petrarca's weder schön noch wohlklingend ist; allein diese Volksscenen sind deshalb nicht weniger interessant: das Mienenspiel, die Gesten des Erzählers, sein überschwenglicher phantastischer Bilderreichthum, seine kurzen kernigen Phrasen, wenn die Handlung rasch vorschreitet, die schweigende Aufmerksamkeit der Zuhörer, ihre sich steigernde Theilnahme, wenn die Handlung sie zu interessiren beginnt, ihre lebhaften und charakteristischen Ausrufe — dieses Alles reißt unwillkürlich hin, wenn man nicht dem Erzähler zu Ehren zuweilen alles Andere vergißt, um seiner Erzählung zu folgen. Während die Aeltern lauschen spielen die Kinder und lassen ihre Papierdrachen gen Himmel steigen. Es ist dies ein allgemeines Lieblingsvergnügen der palermitanischen Jugend und oft erblickt man zu gleicher Zeit über hundert solcher Drachen mit langen Schweifen von silbernem Papiere, ihre bunten Flügel von der Abendsonne bestrahlt. Sie flattern unter dem blauen Himmel, sie steigen so hoch wie der Bindfaden es erlaubt, und der Jubel der Kinderschaar begleitet sie auf dem Fluge. Dieses Kinderspiel hat etwas sehr Schönes und Wohlthuendes an sich und mir immer vor allen anderen Spielen zugesagt. Gerade in derselben Weise steigen in den jungen Jahren unsere Hoffnungen und Träume, die glitzernden und luftigen Bilder der

jugendlichen Phantasie flattern in derselben Weise im Aether umher, bis der dünne Faden reißt, mit welchem der Verstand sie zusammen hielt und sie dahin wirbeln in dem unendlichen Luftsceane und für immer entschwinden.

Der schönste Platz in Palermo ist piazza Reale vor dem königlichen Palaste. Er ist mit jungen Baumpflanzungen, schönen Blumenbeeten und einladenden Spaziergängen bedeckt und vor dem Schlosse erhebt sich auf einem mächtigen Fußgestelle die colossale Statue Philipps des Vierten von den allegorischen Figuren umgeben, welche seine Tugenden andeuten sollen. Da mir ihre Bedeutung etwas dunkel erschien, erstieg ich die breite marmorne Treppe, welche zu der Statue hinaufführt, um aus den vier mit enger Schrift bedeckten marmornen Tafeln, welche ihre Basis bekleiden, Aufklärung zu holen. Eine Schildwache machte mich sehr artig darauf aufmerksam, daß es von der Regierung befohlen sei, daß Jeder, welcher diese Tafeln liest, während des Lesens das Haupt entblößen müsse. Ich versicherte ihn natürlicherweise, unter so bewandten Umständen mich genöthigt zu sehen, auf dieses Vergnügen zu verzichten — es ist deshalb nicht meine Schuld, daß die königlichen Tugenden Philipps des Vierten in diesen Blättern nicht verzeichnet stehen.

Inwiefern Palermo von Griechen bewohnt gewesen, ist ziemlich ungewiß, wenigstens sind keine Ueberreste des Alterthums vorhanden, welche für eine solche Annahme zeugen könnten. Um so mehr Denkmäler giebt es dagegen aus den Zeiten der Saracenen und Normannen und es ist nicht uninteressant zu bemerken, wie man in der Stadt selbst fast bei jedem Schritte die Geschichte jener Zeiten und die wechselnden Geschicke derselben studiren kann. Die edle erhabene Einfachheit, die grandiosen Massen und die schöne Harmonie in allen Verhältnissen, welche die griechische Baukunst charakterisirt, würde man hier vergeblich suchen. Die Invasion der Saracenen verwischte den letzten Rest des Schön-

heitssinnes, welchen die blühende Kunst Griechenlands entwickelt und gebildet hatte, und die schon unter der darauf folgenden Herrschaft der Römer immer mehr und mehr von seiner ursprünglichen Reinheit einbüßte. Die Kathedrale Sancta Rosalia welche durch ihre Größe und ungewöhnliche Bauart imponirt, ist noch immer als ein Typus derjenigen Baukunst zu betrachten, welche das Gekünstelte, das Kleinliche und Manirirte, anstatt des Einfachen und Schönen aufsucht. Diese dünnen und geschnörkelten Säulen, diese gezackten und zugespitzten Thürme, dieses durchlöcherte Gemäuer, dieses Ueberladen mit Bildern und Zierrathen und der kleinliche Fleiß, mit welchem Alles ausgeführt ist, verletzen das Auge, welches an Würde und Eurhythmie in Linien und Verhältnissen gewöhnt ist. Die Normannen, welche gegen Ende des elften Jahrhunderts die Saracenen von Sicilien verdrängten, strebten dahin, etwas mehr Ernst und Haltung in die Architektur zurückzuführen und die Kirche zu Morreale, welche im Jahre 1174 von Wilhelm dem Guten erbaut wurde, zeugt davon, daß diese Bestrebungen nicht fruchtlos geblieben sind. Um diese Kirche, unleugbar die schönste auf ganz Sicilien, zu verschönern, berief er aus Konstantinopel, wo damals die Mosaikarbeiten in seltener Vollkommenheit verfertigt wurden, eine große Anzahl griechischer Künstler, und aus dieser Periode stammt die Menge von Gold- und Glasmosaik, die nicht allein das ganze Innere der Kirche zu Morreale, sondern auch der sogenannten palatinischen Capelle in dem königlichen Palaste und der Kirche della Martorana bedeckt, welche letztere von dem Admiral Giorgio Antiocheno erbaut ist. Aus diesen Mosaikbildern spricht die ganze Eigenthümlichkeit der byzantinischen Schule: lange hagere Figuren, scharfe Umrisse, dunkles Colorit auf schimmerdem Goldgrunde und namentlich Einfalt und Naivetät in Darstellung und Inhalt, — auf einem der Bilder in der letztgenannten Kirche erblickt man z. B. den König Roger, welcher von Johann Christian gekrönt wird, auf einem

andern Bilde den Admiral bei einem Stelldichein mit Madonna selbst. In den übrigen Kirchen aus späteren Zeiten — vielleicht nur ausnahmsweise nicht in der San Dominico — ist Alles, was Styl heißt, im geschmacklosen, bizarren Ueberladen mit Kostbarkeiten und Zierrathen zu Grunde gegangen, und selbst wenn man die Kirchen in der Hauptstadt der katholischen Welt gesehen hat, erstaunt man über die Reichthümer, die hier verschwendet worden sind. In der Kathedrale z. B., deren Schiff von nicht weniger denn achtzig granitnen Säulen getragen wird, ist der Hauptaltar von Jaspis und Achat, und die Altäre der beiden daran stoßenden Seitencapellen sind von Silber und lapis lazuli; in der Kirche Sancta Catarina ist der Hauptaltar gleichfalls von echten werthvollen Steinen, das Tabernakel von Amethyst, und in einer Capelle in San Olivella strahlt das Bild des Gekreuzigten von orientalischen Granaten, Diamanten, Topasen und Heliotropen und die beiden Säulen an den Seiten des Altars sind von Jaspis und mit Gold canellirt.

Einen weit edleren Genuß bieten dagegen die schönen Bilder und Frescomalereien dar, mit welchen die Kirchen Palermo's reichlich ausgestattet sind, und Derjenige, welcher Sinn für die schönen Künste hat, wird sich hier nicht unbefriedigt fühlen. Sicilien besitzt nämlich einen Maler, welcher den ersten der Welt zugezählt werden würde, wenn seine Arbeiten in Rom oder in Florenz und nicht einzig und allein auf der Insel, wo er geboren ward, zu finden wären. Dieser Maler hieß Pietro Novelli. Schon in seiner frühen Jugend begab er sich nach Rom, um zu studiren, und hier bildete er sich namentlich unter Raphael aus, dessen Einfluß auch in allen seinen Werken unzweideutig zum Vorscheine kommt. Man hat ihn den Raphael Siciliens genannt, und nicht mit Unrecht, denn seinen Compositionen fehlt es weder an Frische noch an Originalität. Seine Zeichnung ist immer correct und vorzüglich, seine Farbenmischung erinnert stets an Raphael

und Perugino, nur scheint es, als wenn er in der Mehrzahl seiner Werke etwas zu sehr der Nachahmung des Wirklichen huldigte, weshalb es auch nicht selten seinen Arbeiten an jener höheren idealen Schönheit gebricht, die gerade den Raphael'schen Werken ihr unverwelkliches Gepräge aufgedrückt hat. Seine Productivität ist, ganz wie Raphaels, fast unbegreiflich, und er wurde, wie Raphael, auch durch einen gar zu frühen Tod inmitten eines strahlenden Künstlerlebens von kräftiger Thätigkeit hinweggerissen. Seine schönsten Arbeiten sind: der heilige Benedictus, der das Brot segnet und austheilt, zu finden in dem Benedictinerkloster seiner Geburtsstadt; in den Kirchen S. Maria degli Angioli, Monte santo, Casa professa, S. Rosario, S. Zita und noch an manchen andern Orten lernt man seine Arbeiten kennen und überall wird man den reichen und mächtigen Genius bewundern, der aus denselben spricht. Auch von den Sicilianern Anemolo und Antonello, welcher Letztere zuerst die Kunst, in Oel zu malen, nach Italien brachte, findet man hier und dort nicht wenige werthvolle Arbeiten. — Von Sculpturarbeiten giebt es in Palermo eine große Menge mittelmäßige und schlechte, aber nur sehr wenige, welche der Rede werth sind. Gagini war unleugbar der erste Bildhauer Siciliens und die zwölf Apostel von ihm in der Kathedrale stehen wenigstens ebenso hoch über den Aposteln in dem Lateran wie sie wiederum tief unter den Thorwaldsen'schen in der Frauenkirche zu Kopenhagen stehen. Man vergesse auch nicht das Kloster der Capuziner vor der porta nuova in der Nähe des mauriſchen Palastes della Zita zu besuchen. Nicht seiner Schönheit und Pracht oder seines Reichthumes an Kunstgegenständen halber, denn in dieser Beziehung hat es gar nichts Merkwürdiges aufzuweisen, sondern wegen der interessanten Katakomben, welche sich unter dem Kloster hinstrecken und welche wir in der vorhergehenden Novelle Gelegenheit zu besprechen hatten.

Der Reichthum der Kirchen und die Menge der Klöster in Palermo deuten genugsam darauf hin, daß der Einfluß der Geistlichkeit daselbst kein geringer ist. Eine natürliche Folge davon ist wiederum, daß hier, wie überall in Italien, die wahre Religiosität in dem leeren Ceremoniendienste und in der heiligen Anbetung zu Grunde geht. Ein Gottesdienst im Geiste und in der Wahrheit ist bei diesen südlichen Völkern kaum zu denken, ihre Sinnlichkeit muß immer etwas Sinnliches vor Augen haben, an welches sie sich in ihren Gebeten zu schließen vermögen und mit welchem sie sich gewissermaßen in Rapport setzen zu können glauben. In Palermo ist es namentlich die heilige Rosalie, welche man anbetet, denn, wie bekannt, hat jede Stadt in Italien ihren eigenen Schutzpatron oder Patronin, unter deren specieller Fürsorge sie sich sicher wähnen. Von der heiligen Rosalie erzählt man, sie sei eine Nichte des Königs Wilhelm des Guten gewesen; die junge Prinzessin habe sich in ihrem blühendsten Alter von den Zerstreuungen des Hofes und der strahlenden Zukunft, die ihrer harrte, zurückgezogen, um sich in ungestörter Einsamkeit göttlichen Betrachtungen zu weihen. Die königliche Pracht vertauschte sie gegen eine einfache wollene Tracht, die Säle des Hofes gegen eine düstere Felsenhöhle auf dem hohen monte Pellegrino, dem alten Ereta, einem großen Berge in den Umgebungen Palermo's, welcher ungefähr vierzehn Miglien im Umkreise hat und sich einige tausend Fuß über den Wasserspiegel erhebt. Als die Pest im Jahre 1625 in der entsetzlichsten Weise in Palermo wüthete, und die Bevölkerung der Stadt zur Verzweiflung antrieb, fand man die Leiche der heiligen Rosalie noch unversehrt in der Felsenhöhle, die ihr früher zur Wohnung gedient hatte. Die Leiche wurde in die Stadt herab und in die Kathedrale getragen, welche jetzt ihren Namen führt, und augenblicklich hörte die Pest auf. Seit jener Zeit wird im Juli jeden Jahres ein großes Fest ihr zu Ehren gefeiert; dasselbe dauert fünf volle Tage, und die Statue

der Heiligen wird des Nachts in glänzender Procession auf einem ungeheuern Triumphwagen umhergefahren. Dieser Wagen mißt siebenzig Fuß in der Länge, achtzig Fuß in der Höhe und wird von vierzig mit Blumen geschmückten Ochsen gezogen, während zwanzigtausend Wachskerzen die Kathedrale erhellen.

Die Höhle, in welcher man die Leiche fand, ist jetzt in eine Kirche umgewandelt. Eine gewaltige, gemauerte Straße, welche sich im Zickzack den Fels hinan über mächtige Arkaden schlängelt und mit ungeheuren Kosten vor einigen Jahrhunderten angelegt worden ist, führt zu dieser Kirche hinauf und gewährt einen ebenso malerischen wie ungewöhnlichen Anblick. Eine Pilgerfahrt nach der Felsencapelle der heiligen Rosalie ist zwar über die Maßen ermüdend, allein oben wird man sich reichlich belohnt fühlen. Der Fuß des Berges ist mit Rasen bedeckt und zahlreiche Ziegenheerden weiden auf demselben. Die Zeit hat tiefe Spalten in die gemauerten Bogen geschlagen, welche an der Seite des Berges aufwärts führen, allein Jahrhunderte werden noch verstreichen, ehe es ihr gelingt, dieses Riesenwerk zu vernichten. Während des Ersteigens erfrischt sich der Blick anfänglich an dem herrlichen Meere und der ganzen palermitanischen Ebene; diese letztere breitet sich vor dem Auge aus mit allen ihren prächtigen Städten, ihren Villen und ihrer wunderbaren Vegetation. Doch plötzlich ist es, als wenn der Berg alle diese Herrlichkeiten verschlösse, denn der Weg schlängelt sich nun durchgehend zwischen großen finstern grauen Steinmassen, deren Spitzen und Zacken, immer aufwärts strebend, dem Wanderer das Bild eines waldbewachsenen Berges vor Augen führen, auf welchem die Vegetation Jahrhunderte hindurch gleichsam versteinert blieb. Ermüdet von dem ewigen Aufwärtssteigen und eingezwängt zwischen diesen trostlosen Steinmassen, woselbst das einzige Lebendige ein Raubvogel ist, welcher in schwerem Fluge über den Kopf des Wanderers dahinschwebt, fühlt man sich leicht unheimlich zu Muthe, und fast

versucht, wieder umzukehren, plötzlich jedoch öffnet sich wiederum die Bergesseite und die herrlichsten Prospecte der lächelndsten Landschaften entfalten sich vor dem Blicke — und nun steht man am Ziele seiner Wanderung. Man erwartet eine kleine Oeffnung im Felsen zu erblicken, welche in die Capelle führt, allein man wird durch den Anblick einer schönen Tempelfaçade mit dazu gehörender Pfarrwohnung überrascht, denn die Capelle der heiligen Rosalie ist so reich, daß sie nicht weniger als zwölf Priester unterhält, welche hier täglich die Messen lesen — natürlicherweise haben sie keine Gemeinde, denn es ist nur selten, daß ein Bewohner Palermo's sich hier herauf verirrt.

Diese Felsenkirche, eine der größten Merkwürdigkeiten, die man sich denken kann, ist vor mehr denn zweihundert Jahren erbaut. Ein Thorweg in der Façade führt in die Tempelvorhalle, deren Wände aus dem rohen Felsen mit seinen barokken und malerischen Formen bestehen, deren Dach der blaue Himmel mit erheiterndem Sonnenglanze ist; wunderschöner saftgrüner Epheu schlängelt sich an den Wänden des Felsens herab und bildet die anmuthigsten Guirlanden und Arabesken, die kein Maler oder Bildhauer nachzuahmen vermag; buntfarbige Steine aus dem Felsengrunde, welche mit ebenso vieler Zierlichkeit wie Kunst in verschiedenen Figuren geordnet sind, bilden den schönsten Mosaikfußboden. Ein großes eisernes Thor führt in die Felsencapelle; hier hat die Natur selbst sich eine geräumige Kirche gebaut, sogar die Decke gewölbt und die Säulen mit einer Keckheit hingestellt, mit einer Kraft und Schönheit des Styles, welche der Kunst spottet. An der Stelle, wo der Leichnam der heiligen Rosalie aufgefunden wurde, erhebt sich ein prächtiger Altar unter einem steinernen Himmel von egyptischem Porphyr, getragen von korinthischen Säulen; am Fuße des Altars erblickt man die ruhende Statue der heiligen Rosalie. Sie ist meisterhaft ausgeführt; sie scheint zu schlummern, auf der rechten Hand ruht die Wange, und die

linke Hand fällt leicht über die Bruſt; ihr Antlitz iſt wunderſchön und beſitzt einen ſo unbeſchreiblichen Ausdruck, daß es zu athmen und zu leben ſcheint. Die Illuſion wird noch erhöht durch den Schein der immer flammenden Wachskerzen, welche die finſteren Umgebungen erhellen und das Antlitz und die feingeformten Finger, welche von Brillanten ſtrahlen, mit einem milden täuſchenden Scheine umfluthen. Ueber dem Altare oben im Felſen zur Linken befindet ſich eine kleine vergoldete Höhle. Es iſt der Ort, wo die Heilige, der Sage nach, ihre Gebete zu verrichten pflegte. Im Hintergrunde der Felſencapelle, welche eine ziemlich bedeutende Tiefe hat, befindet ſich der Hochaltar mit einer Marmorſtatue der Madonna, im Augenblicke der Empfängniß. Sie faltet die Hand mit ſüßem jungfräulichen Lächeln, und ihr rechter Fuß ſteht auf einem Halbmonde. Auch dieſe Arbeit iſt nicht ohne Kunſtwerth. Um die Feuchtigkeit abzuleiten, welche durch die Felſenſpalten und von der Decke träufelt, ſind eiſerne Röhren künſtlich unter dem Felſendache hingeleitet, ſie fangen das niederrieſelnde Waſſer auf und führen es dem größeren Waſſerbehälter in der Nähe des Einganges zu, von wo es wieder unter der Erde aus der Kirche in eine marmorne Ciſterne in die Vorhalle geleitet wird.

Dicht vor der Capelle liegt ein etwas erhabener Punkt, wo ein ſchwarzes, gemauertes Kreuz errichtet iſt, und von wo aus man die wunderbarſte Ausſicht genießt. Von hier erreicht der Blick die vulkaniſche Inſel Uſtica, etwa ſechzig Miglien von Palermo entfernt, und die äoliſchen Inſelgruppen, während tief unten am Fuße des Berges ſich die fruchtbare Ebene entfaltet, welche in einem Umkreiſe von vielen Miglien Palermo von der Landſeite umſchließt. Von dieſer Höhe aus geſehen, verwandelt dieſe weite Ebene ſich in einen ſchönen kleinen Garten, die rieſigen Platanen und die immergrünen Eichen ſchrumpfen zu Gebüſchen zuſammen, die Villen, die Reben, die Berge, die Felder und Gärten ſcheinen Einem wie regelrecht abgetheilte Blumenbeete, die breiten Fahr-

wege gestalten sich in kreideweiße Gänge, welche sich labyrinthisch durch diese paradiesische Gegend schlängeln.

Die heilige Rosalie ist indeß nicht die einzige, die in Palermo angebetet wird; fast jeden zweiten Tag giebt es ein Fest für diesen oder jenen andern Heiligen und die Straßen sind alsdann mit Menschen bedeckt, sodaß man glaubt, die ganze Stadt habe sich plötzlich erhoben. Ich kehrte eines Tages gerade um die Mittagsstunde von einem kleinen Ausfluge zurück, welchen ich nach villa flora und den reizenden Landhäusern unternommen hatte, welche den Prinzen von Butera und Serradifalco gehören, allein es war mir unmöglich, die Toledostraße zu passiren, dermaßen war diese miglienlange Straße mit Menschen angefüllt. Eine große silberne Statue wurde in Procession Straße auf und ab geführt, sie lag auf einem strahlenden goldenen Wagen, bekränzt mit Rosen und Ranunkeln; mehrere Musikchöre begleiteten die Procession; allein es waltete da ein Schreien und Lärmen vor, welches es ganz unmöglich machte, die Musik zu vernehmen. Eine Menge Raketen, welche man emporsteigen ließ und ein ganzes Feuerwerk, das am hellen Tage mitten auf der Straße abgebrannt wurde und nur Rauch und Knallen hinterließ, steigerte noch den Lärm. Eine dicke alte Frau stand in ihrer Ladenthüre und weinte vor Entzücken und Andacht, daß ihr die Thränen über die runden Wangen hinabrollten. „Mütterchen!“ frug ich, „was ist denn das für eine Heilige, welche dort in Procession umhergeführt wird?“ — Mamma mia!“ (Madonna) rief sie entsetzt und schlug die Hände zusammen. „Wie, Excellenca? . . . Excellenca kennen nicht San Vincenzo, den größten Heiligen im Paradiese!“ — Ich mußte meine Unwissenheit bekennen, denn der einzige San Vincenzo, den ich bis jetzt gekannt, war mein ehrlicher Wirth auf der Insel Ischia, wegen seiner Rechtschaffenheit von den Inselbewohnern mit diesem Beinamen beehrt. „Und was hat er denn ausgerichtet, dieser Mann Gottes?“ frug ich mit scheinbarer

Theilnahme. „Was er ausgerichtet hat?“ wiederholte sie eifrig. „Ja, man wird es kaum glauben, was er Alles in seinem Leben ausgerichtet hat, Gesu, Gesu! Er ist nicht ein solcher malandrino (Räuber) wie so viele von den andern, die man Jahr und Tag anflehen kann, irgend ein kleines Wunder zu thun und von denen man doch zuletzt mit einer langen Nase abzieht — nein, er ist ein ganz anderer Kerl! Er that während seines Klosterlebens so viel Wunder, daß der Prior ihm zuletzt das Wunderthun gänzlich untersagte. Aber was geschah? Eines Tages ging San Vincenzo hier durch die Straße, als ein Mann vom Dache eines Hauses herabstürzte. Was glauben Sie nun, was der heilige Mann that? Was glauben Sie wohl? —“ „Nun, er ließ ihn wohl in der Luft stehen bleiben,“ antwortete ich in einem halbscherzhaften Tone. — „Richtig, ganz richtig. Ah, Excellenca kennen die Geschichte!“ — rief die Frau ganz vergnügt. „Er ließ ihn in der Luft stehen bleiben, denn sein Prior hatte ihm verboten, Wunder zu thun; darauf ging er ganz ruhig in sein Kloster und nachdem es ihm erlaubt worden war, das Wunder zu thun, kehrte er ebenso ruhig hierher zurück und setzte den armen Mann wieder auf festen Grund und Boden.“ Und nun begann die dicke Madame wieder zu flennen und ihre Freudenthränen über San Vincenzo strömten ihr über die Wangen. Ich dankte ihr für ihre Aufklärung, indem ich sie versicherte, daß ich jetzt mich auf Alles besonnen hätte und wir trennten uns sehr freundschaftlich.

Wenige Tage später hatte ich Gelegenheit, mit einem neuen Heiligen Bekanntschaft zu machen und ich kann nicht unterlassen, desselben Erwähnung zu thun, weil ich doch nun einmal auf dieses Kapitel gerathen bin. Auf einem Ausfluge, welchen ich von Palermo aus durch das Innere des Landes unternahm, benutzte ich den Briefcourier, welcher von einem wohlbewaffneten Gens-d'armen begleitet nach Baltanissetta ging. Gegen Abend geriethen wir in der Nähe von Ogliastro vor einer ziemlich großen Anhöhe

ins Stocken. Es war uns unmöglich, über dieſelbe hinweg zu kommen. Der Vetturin ſchrie und fluchte, ſchonte die Peitſche nicht und betete in Einem fort; aber es half Alles nichts. Nach Verlaufe einiger Stunden ritt der Gensd'arm zurück, um einige andere Pferde zu holen, allein als er endlich wieder anlangte, waren die eigenen Pferde des Vetturins von den vielen vergeblichen Anſtrengungen ganz ermüdet, ſodaß ſie im Vereine mit den neuen Pferden nichts ausrichten konnten; wir ſaßen noch immer feſt, die Pferde wurden immer matter und die Heiligen immer inbrünſtiger angerufen, San Rosalia! San Agatha! San Francesco! u. ſ. w. allein es änderte die Sache nicht, der Wagen bewegte ſich nicht von der Stelle. Die Wuth des Vetturins überſtieg zuletzt alle Grenzen. Santo Reavolo!" ſchrie er; „ti prometto due bottiglie! Due bottiglie ti prometto Santissimo Reavolo! (heiliger Reavolo, ich verſpreche Dir zwei Bouteillen! zwei Bouteillen verſpreche ich Dir, allerheiligſter Reavolo!) Dieſer San Reavolo iſt, wie man vielleicht ſchon errathen haben dürfte, kein anderer als der Teufel ſelbſt, Reavolo, natürlicherweiſe eine ſchlechte Ausſprache für Diavolo. Und der Vetturin glaubte eine wohlgefällige That zu üben, wenn er ſich in zwei Bouteillen betränke. Der Teufel iſt bei dem gemeinen Mann ein ebenſo guter Heiliger wie alle andern und ich habe ſpäter auf meinen Ausflügen in das Innere der Inſel unzählige Male ihn anrufen hören. Wahrſcheinlich iſt der Vetturin bei den San Diavolo beſſer als bei San Roſalia angeſchrieben geweſen, denn ſein Anrufen des Erſtern half uns glücklich vorwärts.

Dieſes und des außerordentlichen Einfluſſes der Geiſtlichkeit ungeachtet ſind die Einwohner von Palermo nichtsdeſtoweniger die gebildetſten und aufgeklärteſten auf ganz Sicilien. Dies verdanken ſie namentlich der vernünftigen Verwaltung des Communalrathes, welcher in den letzten Decennien dahin geſtrebt hat, nicht allein gegen das geiſtliche Joch anzukämpfen, unter welchem

die Stadt leidet, sondern auch gegen das materielle der neapolitanischen Regierung, unter welchem ganz Sicilien seufzt. Die Kräfte, welche der Commune zur Verfügung stehen, sind nicht unbedeutend und sie wachsen immer im Verhältniß zu dem sich steigernden Reichthume der Stadt. Wenn deshalb Palermo uns jetzt schon das Bild einer großen und bedeutenden Stadt darbietet, welche in der neuern Zeit Riesenschritte auf der Bahn der wahren Civilisation gemacht hat, so hat sie allein ihren communalen Einrichtungen dieses Vorwärtsschreiten zu verdanken. Gar zu oft pflegt man den mehr oder weniger großen Kunstsinn als den einzigen Maßstab der höheren oder geringeren Civilisation einer Stadt oder einer Nation anzulegen, allein es scheint mir, als habe man dann nur ein Recht, dieses zu thun, wenn jener Kunstsinn in einer natürlichen Weise sich als die Blüthe einer glücklichen Verfassung entwickelt hat. Wo diese erste Bedingung fehlt, scheint der Kunstsinn mir eher ein Auswuchs zu sein und man dürfte allen Grund haben, an seiner Lauterkeit und Echtheit zu zweifeln. Eine wahre und lebendige Humanität, welche ohne irgend ein Opfer zu scheuen sich in der Sorge um die Bildung und den Unterricht der Jugend, in der Theilnahme für Leidende und in der Fürsorge für Verirrte und Verlorne offenbart, eine solche Humanität ist meiner Ansicht nach ein weit untrüglicheres Kennzeichen einer vorwärtsschreitenden Cultur, und wenn dem so ist, dann steht auch Palermo nicht zurück. Als die Jesuiten im Jahre 1805 von Sicilien vertrieben wurden, besaßen sie in Palermo außer bedeutenden Capitalien und einer guten Bibliothek nicht weniger denn sechs prächtige Kirchen und Paläste. Diese wurden eingezogen und von der Commune zu Gefängnissen, Armenhäusern und Spitälern eingerichtet und zwar mit solcher Umsicht, daß zum Beispiel die neuerbauten Gefängnisse als Muster aller dergleichen Einrichtungen aufgestellt zu werden verdienen. Dies ist indeß nicht weniger der Fall mit dem in der That kö-

niglich eingerichteten Armenhause, mit der Irrenanstalt und namentlich mit der Erziehungsanstalt für uneheliche Kinder.

Diese letztgenannte Anstalt hat wirklich ganz wie die früher besprochene in Catania etwas Rührendes an sich. Diese lieben Kleinen, welche in der Sünde geboren und von unnatürlichen Eltern in die Welt hinausgestoßen sind, genießen hier die menschenfreundlichste Pflege und Erziehung. Die ganze Anstalt trägt ein militairisches Gepräge, welches nicht ohne nützlichen Einfluß auf Ordnung und Disciplin geblieben ist; die Knaben tragen kleine hübsche Uniformen von dunkelblauem Tuche mit grünen Kragen und Rabatten, und kleine Corporäle, welche unter den besten der Knaben ausgewählt werden, führen die Aufsicht über die andern, damit sie ihren Pflichten nachkommen und Alles in der gehöriger Ordnung geschehe. Kaum sind die Kinder des Morgens früh aufgestanden, so reinigen sie auch schon die ganze große Anstalt. Alles wird hier von den Kindern selbst verrichtet und diese werden in solcher Weise praktisch an Ordnung und Sauberkeit gewöhnt. Wenn die Anstalt gereinigt ist, wird das Frühstück ausgetheilt und darauf beginnt der Unterricht. Unternehmen wir zuerst eine Wanderung durch den Schlaf- und Speisesaal und wir müssen die Nettigkeit und Accurateſſe bewundern, die uns überall entgegentritt. In den Schlafsälen sind die Fußböden schon gekehrt, die Fenster geöffnet und die kleinen eisernen Bettstellen stehen hübsch in Reihen neben einander. Die Matratzen sind aufgezogen, die Betttücher auf die Kopfkissen gelegt und am Fuße des Bettes liegt die Sonntagsuniform propre und ordentlich ausgebreitet. In den Speisesälen sind die Tische gedeckt und die Plätze nach dem verschiedenen Alter geordnet. Jeder hat seine eigene Serviette, sein eigenes Messer, Gabel und Löffel; hier wird den Kindern das Frühstück und zwei Mal täglich warmes Essen, sowie Obst gereicht. Die kleinsten müssen sich mit Wasser begnügen, für die älteren sind kleine

Flaschen mit Wein hingestellt und die Größe dieser Flaschen und die des Brotes richtet sich nach dem verschiedenen Alter.

Dieselbe Ordnung finden wir in der Schule vor. Hier ist eine Lankaster'sche Elementarclasse, in welcher ungefähr hundert kleine Kinder unter Anleitung ihrer Lehrer und ihrer kleinen Monitori lesen, schreiben und rechnen lernen. An den Wänden hängen die Tafeln für Zahlen und Buchstaben und neben dem Katheder befindet sich das Rad, in welchem der Lehrer den Buchstaben vorzeigt; an kleinen hölzernen Wandhaken befinden sich Ehren-Tafeln für die Fleißigen und Tafeln anderer Art für die Faulen und Ungehorsamen. Die Zeichenschule ist mit einer Zweckmäßigkeit eingerichtet, welche vielen großen Akademien zur Nachahmung dienen könnte. Durch die höhere Unterrichtsclasse, wo man in Sprachlehre, Geschichte und Geographie, in Naturgeschichte und Mathematik unterrichtet, traten wir in den Musiksaal. Hier werden Flöte, Oboe und überhaupt alle Blasinstrumente gelehrt, damit Diejenigen, welche Talent verrathen, mit der Zeit in den verschiedenen Musikchören angestellt werden können. Von hier aus begaben wir uns in die Werkstätten, wo Diejenigen, welche Neigung zu irgend einem Handwerke haben, in demselben unterrichtet werden, doch so, daß der übrige Unterricht darunter nicht zu leiden hat. Wir betraten die Schuhmacherwerkstelle, wo einige zwanzig kleine Schuhmacher unter der Anleitung eines tüchtigen Meisters eifrig mit Pfriemen und Leisten beschäftigt waren, nicht allein ihre Fußbekleidung selbst und Alles, was in der Anstalt gebraucht wird, sondern auch noch mehr zu verarbeiten, welches alsdann zum Vortheile derselben verkauft wird. Wenn man zu ihnen hineintritt, erheben sie sich ehrerbietig und grüßen in militairischer Weise, indem sie die Hand an die Stirn legen. Darauf setzen sie sich augenblicklich wieder und fahren in ihrer Arbeit mit Ruhe und Ordnung fort. In dem Schneidersaale und der Tischlerwerkstatt, in dem Websaale und in der Sattlerwerkstatt tritt uns

daſſelbe Bild entgegen. Man findet in der Anſtalt ſogar einen großen Saal, wo Diejenigen, welche dazu Talent verrathen, den Pianofortebau erlernen und auch im Clavierſpielen unterrichtet werden. Als ich dieſe in ihrer Art ganz vortreffliche Anſtalt beſuchte, waren hier nicht weniger als drei Pianoforte in Arbeit. In derſelben Weiſe werden die kleinen Mädchen in Allem, was einem Frauenzimmer zu wiſſen nöthig iſt, unterrichtet. Sie lernen kochen und backen, nähen, ſpinnen, waſchen u. ſ. w., außerdem werden ſie im Geſang und Muſik geübt und wenn ihre Bildung vollendet iſt und ſie die Anſtalt verlaſſen, um ſich zu verheirathen, bekommt jedes Mädchen eine Mitgift von zwanzig Onzien Gold oder ungefähr fünfundſiebzig Thaler Courant. In derſelben vortrefflichen Weiſe wird jetzt für den allgemeinen Schulunterricht überhaupt Sorge getragen. Als die Jeſuiten im Jahre 1823 auf ziemlich beengende und ſcharf abgeſteckte Bedingungen wieder in Palermo einzogen, gab man ihnen zwei ihrer frühern Beſitzthümer, die ſogenannte Chiesa professa und das jetzige Collegio massimo in der Straße Maqueda zurück, allein unter der ausdrücklichen Bedingung, daß der Orden dort den öffentlichen Unterricht übernehmen ſolle. Dieſen Auftrag führen die Jeſuiten mit exemplariſchem Eifer aus, und es iſt nicht zu leugnen, daß, wenn ſie ihre Beſtrebungen darauf beſchränken wollten, ihre Talente und Kenntniſſe nach dieſer Richtung hin fruchtbringend zu machen, ihre Thätigkeit ebenſo ſegensvoll für die menſchliche Geſellſchaft ſein würde, wie ſie ihr zu allen Zeiten verderblich geweſen iſt.

Die Univerſität iſt jetzt ſehr im Aufſchwunge begriffen und zählt tüchtige Lehrer, wiewohl ſie nicht mit der zu Catania, welche unſtreitig die beſte in ganz Italien ſein dürfte, verglichen werden kann. Zu der Univerſität gehört ein chemiſches Laboratorium, ein phyſikaliſches Cabinet, ein anatomiſches Theater, eine Gemäldegalerie, wenn auch nur in ihren Anfängen, in welchen aber doch mehrere

ausgezeichnete Bilder von Salvator Rosa, von P. Perugino, von Maratta, von Luca Giordano und von den Sicilianern Novelli und Artonello zu finden sind; außerdem besitzt die Universität ein naturhistorisches Museum und ein Museum für Alterthümer, welches zwar nicht groß ist, aber ganz vorzügliche Dinge enthält, z. B. ein herrliches Fragment einer Tempelfaçade, in Selinunt ausgegraben, eine ausgezeichnete stehende Jupiterstatue aus Tindaro und eine zweite sitzende aus Solunto. Zu der Universität gehört gleichfalls der botanische Garten, welcher unter der Administration des jetzigen Directors Vincenzo Tineo einer der reichsten und in seinen Einrichtungen wissenschaftlich-geordnetsten ist und nicht weniger denn achttausend verschiedene Pflanzengattungen zählt.

In solcher Weise arbeitet Palermo sich Jahr für Jahr weiter auf der Bahn der Cultur und die Zeit wird kaum weit entfernt sein, wo es auch in geistiger Hinsicht unter die bedeutendsten Städte zu zählen sein dürfte, sowie es bereits seinem Umfange nach eine der größten, seiner Lage nach eine der schönsten, hinsichtlich seines Volkslebens eine der interessantesten, und endlich was seine Erwerbsquellen und seine Producte betrifft, schon eine der reichsten und gesegnetsten Europa's ist.

Druck der Ries'schen Buchdruckerei in Leipzig.

Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.

H. C. Andersen

Gesammelte Werke.

Vom Verfasser selbst besorgte Ausgabe.

Mit dem Portrait des Verfassers in Stahl gestochen.

38 Bände kl. 8.

Der Preis eines Bandes beträgt nur 10 Ngr.

Inhalt: 1—2. Bd. Das Märchen meines Lebens. 2 Bde. — 3—5. Bd. Der Improvisator. Roman. 3 Bde. — 6—8. Bd. O. Z. Roman. 3 Bde. — 9—11. Bd. Nur ein Geiger. Roman. 3 Bde. 12—15. Bd. Gesammelte Märchen. 4 Bde. — 16. Bd. Bilderbuch ohne Bilder. — 17. Bd. Reiseschatten. — 18—21. Bd. Eines Dichters Bazar. 4 Bde. — 22—25. Bd. Dramatische Werke. 4 Bde. — 26—28. Bd. Gesammelte Gedichte. 3 Bde. — 29—30. Bd. Ahasverus. 2 Bde. — 31. Bd. Neue Märchen. — 32—35. Bd. Die zwei Baronessen. Roman. 4 Bde. — 36—37. Bd. In Schweden. 2 Bde. — 38. Bd. Historien.

Jedes Werk ist auch einzeln zu haben.

So eben erschien in **6ter Auflage:**

Jahn's

ILLUSTRIRTES REISEBUCH.

Ein Führer durch Deutschland, die Schweiz, Tyrol, Italien, und nach Paris, London, Brüssel, Amsterdam, Kopenhagen, Stockholm, Warschau etc.

Mit einer Reisekarte von Deutschland, und über 300 Ansichten.

Preis 3 Thlr. Pr. Crt.

Das Buch zeichnet sich durch elegante Ausstattung und schöne Illustrationen aus, die dem Reisenden die Eindrücke schöner Gegenden, Gebäude und Sehenswürdigkeiten bleibend erhalten. — Die neuesten Eisenbahnen sind berücksichtigt und der Inhalt sehr correct, fleißig und übersichtlich bearbeitet, das Format ist bequem, das Buch praktisch eingerichtet und gut gebunden.

Leipzig, 1855.

Voigt & Günther.

Verlag von Carl B. Lork in Leipzig.

Boz (Dickens)

Gesammelte Werke.

Uebersetzt von

H. Roberts, E. A. Moriarty und J. Seybt.

Neue Cabinet-Ausgabe in kl. 8.

Nach den letzten Ausgaben der englischen Originale auf's Neue revidirt von J. Seybt.

Mit einer literar-historischen Einleitung von Dr. Julius Schmidt.

---

21 Bände zusammen von gegen 620 Bogen. Subscriptionspr. 16 Thlr.
Einzelne Bände kosten 1 Thlr.

Inhalt: 1. u. 2. Bd. David Copperfield. — 3. u. 4. Bd. Bleakhouse. — 5. u. 6. Bd. Die Pickwickier. — 7. Bd. Oliver Twist. — 8. u. 9. Bd. Nikolas Nickleby. — 10. u. 11. Bd. Der Raritäten-Laden. — 12. u. 13. Bd. Barnaby-Rudge. — 14. u. 15. Bd. Martin Chuzzlewit. — 16. u. 17. Bd. Dombey und Sohn — 18. Bd. Weihnachtsmärchen. — 19. Bd. Londoner Skizzen. — 20. Bd. Reiseskizzen. — 21. Bd. Harte Zeiten.

Leipzig, bei *Carl B. Lorck* (Johannesgasse Nr. 6—8):

Lager

der in

Dänemark, Norwegen, Schweden und Finnland

erschienenen Bücher, Karten und Kunstsachen.

☞ Folgende Skandinavische Verzeichnisse sind durch alle Buchhandlungen gratis zu haben, werden aber auch innerhalb der Grenzen des deutsch-österreichischen Postvereins-Gebiets bei franco Einsendung der Bestellung franco unter Kreuzband zugesendet.

1) Bibliographie und Literaturgeschichte. 2) Wörterbücher, Grammatiken, Lehr- und Lesebücher. 3) Altnordische Literatur und Skandinavische Alterthumskunde. 4) Schönwissenschaftliche Werke. 5) Gesammtausgaben. 6) Geschichte, Geographie, Statistik. Skandinavischer Literaturbericht, Nr. 1—6. (Erscheint zweimal jährlich.)